

Herausgeber:  
B. St. Fjöllfross



Messenger National Prussien

Preußischer

Unabhängiges und liberales Blatt für Polemik im Kampf



seit 2003

Prussian Land Messenger

Landbote

gegen die Mikrobe der menschlichen Dummheit



Borussiam  
et  
veritatem  
debere

Gazette für Politik, Kultur und Wirtschaft

ISSN 1613-8910

erscheint zu Brandenburg an der Havel

QVID AGIS PRVDENTER AGAS ET RESPICE FINEM

# Landbote

Volumen 12

(12.08.2008-10.11.2008)

*Der Preußische Landbote erscheint im B. St. Fjöllfross Verlag Brandenburg an der Havel  
Willi-Sänger-Straße 52, D-14770 Brandenburg an der Havel, Preußen, Provinz Brandenburg,  
e-Mail [info@landbote.com](mailto:info@landbote.com), V.i.S.d.P. B. St. Fjöllfross  
gesetzt in Garamond 9Pt,*

*2. durchgesehene und überarbeitete Printauflage Juli 2011*



## Al Jazeera – Enemy mine

B. St. Fjöllfross

Die wichtigsten international broadcasts, die den Preußischen Landboten mit Nachrichten aus aller Welt versorgen, sind die legendäre BBC, die Deutsche Welle, CNN und – Al Jazeera, Die Insel. Letztere sind vielleicht die Allerwichtigsten. Ihre Meinung vertritt die arabische Welt, eine Welt, der wir ihre Kulturführerschaft zu den Zeiten, da das sogenannte christliche Abendland in finsterner Dummheit versunken war, nie vergessen werden. Die Araber bewahrten das Licht des Wissens, der Toleranz und des Fortschritts. Sie waren die Hüter der Kultur. Das schafft ihnen eine unvergängliche Reputation.

Da gab es mal einen utopischen Film der Amerikaner, der einen menschlichen Piloten mit seinem Feind, einem Vertreter einer außerirdischen Echsenpezies zusammenführte. Erst hassten sie sich, dann redeten sie miteinander, schließlich fanden sie zueinander. Das Verständnis füreinander obsiegte über die dämlichen Vorurteile. Am Ende verlas der Mensch vor den Echsen die Ahnenreihe für seinen Ziehsohn, den Sohn seines toten, ehemaligen Feindes. Der Film hieß „Enemy Mine“, auf Deutsch: „Geliebter Feind“.

Besser kann man das Verhältnis nicht beschreiben, das der Preußische Landbote zu den Reportern und dem Sender von Al Jazeera hat. Ohne sie geht es nicht. Sie brechen das Monopol der westlichen Weltanschauung und Berichterstattung. Sie geben eine andere Weltansicht wieder, die für uns wesentlich ist.

Leider versteht niemand von uns Arabisch. Selbst Herr Druckepennig, der Jude, der hebräisch spricht, eine semitische Sprache wie das Arabische, legt sich die Karten. Aber Al Jazeera strahlt auch in English aus. Und das verstehen wir alle. Für uns sind sie Arabien – ein Viertel der zivilisierten Welt. Für uns sind sie unverzichtbar.

---

## Allahs neue Präsenz in Duisburg-Marxloh

S. M. Druckepennig

Alles was recht ist – schön ist sie. Die Rede ist von der neuen Moschee in Duisburg-Marxloh, der größten in Deutschland. Tja, wie stellt sich nun der brave Durchschnittsdeutsche zu diesem gewaltigen Bau? Vor allem aber, wie stellt er sich zu dem Anspruch, denn das riesige Gotteshaus unter dem Halbmond? Hier findet etwas statt, was man als schleichende Expansion des Islam in vorher kriegerisch nie erreichte Länder Europas bezeichnen könnte. Ist das christliche Abendland in Gefahr? Gegenfrage: Gibt es noch ein christliches Abendland? Vielleicht bietet ein liberaler Islam eine lebenswertere Alternative zu der täglich verrohenden, säkularen, westlichen Welt. Aber allein der Umstand, dass man diesen Gedanken öffentlich durchspielen kann, was umgekehrt in der islamischen Welt möglicherweise tödlich enden könnte, lohnt es die Frage aufzuwerfen. Würde die islamische Welt die Errichtung einer riesigen Kathedrale in ihrem Herzen dulden, in der Innenstadt von Kairo, Damaskus, Amman oder Riad? Nun haben wir hier nicht die Absicht, aufzurechnen. Wir sind uns aber dessen bewusst, dass der Islam sein 15. Jahrhundert durchlebt. Wenn wir aber ganz vermessen aus der Entwicklung des christlichen 15. Jahrhunderts auf die weitere Entwicklung des Islam schließen dürfen, den biologischen oder Eulerschen Logarithmus einrechnend, die Attraktivität aber auch das Abstoßende des westlichen Liberalismus und die Wertverlorene Zügellosigkeit Amerikas und seiner

Vasallen berücksichtigend, dann dürfen wir wohl annehmen, dass es noch etwa einhundert Jahre dauern wird, bis ein reformatorisches Beben durch die Welt der Muselmänner gehen wird, das nach großem Hauen und Stechen peu a peu den Weg für die dritte große, monotheistische Weltreligion in eine freiere, unbefangene, aufgeklärte und Geschlechteremanzipierte Zukunft frei machen wird. Bis man aber nicht mehr von Staats oder Mobs Willen gelyncht wird, wenn man den Koran oder den Bart des Propheten karikiert, wird es noch mindestens ein weiteres halbes Jahrtausend brauchen. Bis dahin aber wird der Islam so hochaggressiv und auf die Expansion seiner Ideen und Werte bedacht bleiben, das man sich getrost der hohen Zeit der christlichen Kreuzzüge erinnern mag.

Auch das ist die Botschaft dieser wunderschönen und beeindruckenden Moschee. Doch Preußen erinnert sich der Maxime seines Großen Königs: „... und wenn Heiden und Muselmänner kämen und seindt honette und industrielle Leute, so wollte ich ihnen Tempel und Mosqueen bauen...“.

Für die honetten und industriösen Nachbarn unter dem Halbmond freut uns der Bau ihres Gotteshauses und wir werden dieses Haus Allahs gewiss besuchen, wenn uns der Weg in die Nähe dieser Moschee führt. Und wir wollen hoffen, dass Allah die fanatischen und radikalen Elemente, die den Koran und das Wort des Propheten verhöhnern, Höchstselbst aus seiner schönen neuen Moschee prügelt. Denn der Islam ist eine Religion der Liebe. Und das, genau das und nur das möge der Imam beim Freitagsgebet verkünden. Dann wollen auch wir uns von Herzen und unbefangen über den neuen Prachtbau freuen. Inshallah!

---

## Bankenkrach in Amerika

### oder der Beginn des Untergangs des Abendlandes

B. St. Fjöllfross

Ein altes Sprichwort besagt: Wen Gott vernichten will, dem nimmt er den Verstand. Wie es aussieht, steht Uncle Sam ziemlich weit oben auf der göttlichen Abschussliste. Das Vierte Rom hatte nichts, aber auch gar nichts aus den Fehlern des Ersten gelernt, die zu dessen folgerichtiger Untergang führten. Das lag nicht etwa daran, dass es den U. S. A. an klugen und fähigen Historikern gemangelt hätte. Die Krux war, dass diese nichts zu sagen hatten. Deren Platz wäre in exponierter Funktion im Oval Office, im Kongress, in der Chefetage der Federal Reserve gewesen. Sie hätten bei den Aufsichtsratssitzungen der großen Konzerne und Banken entscheidend mit von der Partie sein müssen. Insbesondere bei letzteren wäre ihre Anwesenheit aber auch sowas vonnöten gewesen! Der Wahnsinn auf dem U. S.- Immobilienmarkt, der von der irrwitzigen Idee getragen wurde: Uns kann keiner, wir sind und bleiben die Weltmacht Nummer 1, Gottes eigenes Land..., und was dergleichen Blödsinn noch mehr ist, sprach Bände darüber, wie weit sich die Vereinigten Staaten bereits von jeglichem Bezug zur Realität verabschiedet hatten. Ein erstes Anzeichen für diese grassierende Verblödung war das Heuschreckenartige Auftreten der sogenannten Hedge-Fonds, die Vielen schnelles Geld versprochen und dabei jede Form selbst kapitalistischen Ethos' über Bord warfen. Dass eine Gesellschaft ohne ethische und moralische Grundwerte nicht überlebensfähig ist, hielten diese Werwölfe für ein Ammenmärchen, wenn sie sich denn je mit einer solchen Überlegung auch nur ansatzweise befassten. Taten es einige von denen aber doch, so wurden solche Bedenken rasch mit dem uralten Verweis vom Tisch gewischt: Machen wir nicht den Job, macht ihn ein anderer! Genau nach diesem Prinzip klinkten sich große und gestandene Banken in

den Malstrom ein. Es spricht viel dafür, dass in den Führungsgremien der Lehman Brothers und anderer führender amerikanischer Geldinstitute ein Generationswechsel stattgefunden hatte. Nie und nimmer waren die Alten von Gier dermaßen verblendet und verblödet, dass sie gleich Milliarden an hochspekulative Geschäfte klebten, bei denen jedem Grenzdebilen klar war, dass die Blase früher oder später platzen muss. Es ist ja nichts anderes als die verheerende, weil Kernsubstanzlose Dynamik des leidigen Generalsspiels, welche auf das Parkett der NYSE transportiert wurde. Gebe ich einem Arbeiter oder Angestellten Kredit für einen Hausbau, ohne das dieser mit adäquaten Sicherungen aufwarten kann, dann muss ich wohl über einen schier unbegrenzten Vorrat an Vertrauen sowohl in dessen Qualitäten als auch in die Stabilität der eigenen Nationalökonomie verfügen. Ein gerüttelt Maß an Naivität und Realitätsverlust reicht jedoch auch...

Ist Chinas Senkrechtstart an den Amerikanern vorübergegangen? Ist man wirklich von Washington bis Seattle kollektiv erblindet? Oder dachte man an der Wallstreet, Chinas Superkonjunktur läuft sich ebenso schnell tot, wie die der Tigerstaaten Ausgangs des letzten Jahrtausends? Chinas Wirtschaftsmotor wird sich eines Tages erst überhitzen und dann absaufen. Das ist sicher. Aber noch hat das Land des Drachen nicht einmal annähernd den Kulminationspunkt seines Aufschwunges erreicht.

Noch schlürft es wie ein gigantischer Staubsauger die letzten Rohstoffvorräte der Erde auf und zwar in einem Maße, dass über kurz oder lang selbst die in die Tiefsee abgeworfenen Wracks verunglückter und abgeschossener Schiffe für die Menschheit als Metallquellen interessant werden. Die U. S. - Ölquellen versiegen. Der amerikanische Einfluß auf die arabisch-afrikanischen Ölfelder schwindet – der Energiepreis schießt für die amerikanische Wirtschaft nach oben. Die ohnehin seit Jahre unbemerkt vor sich hin hüstelnde Nationalökonomie der U. S. A. geht in die Knie, mit sich all ihre Vasallen und Satelliten reißend, insofern es denen nicht gelang, sich rechtzeitig abzukoppeln. Die Instabilität des amerikanischen Bankensystems ist das unfehlbare Symptom für den bereits begonnen habenden Sterbeprozess der einstigen transatlantischen Supermacht. Wäre diese Entwicklung vermeidbar gewesen?

Ja und nein. Ja, wenn man die ewige und uralte Dynamik gesellschaftlichen und individualen Strebens kühlen Kopfes als feste Konstante in jedwede Wirtschaftsrechnung hätte einfließen lassen. Nein, weil das dem Menschen nicht möglich zu sein scheint. Ja, wenn man sich beizeiten auf die Kardinaltugend des Maßhaltens besonnen hätte. Nein, weil der Nackte Affe zwar befähigt ist, den Wert dieser Tugend zu erkennen, nicht aber dieser Erkenntnis den Vortritt zu lassen, wo Profit lockt. Es ist dies das filmisch tausendmal kolportierte Prinzip: Jemand stößt auf einen Schatz. Er könnte drei vier Preziosen an sich nehmen und wäre für den Rest seines Lebens ein gemachter Mann – aber nein. Er muss und muss sich die Taschen voll hauen, bis nichts mehr geht.

So beladen kann er natürlich keinen Schritt mehr vor den anderen setzen und verreckt elend inmitten Tonnen von Goldes. Tragisch, zugegeben, aber der menschlichen Natur immanent. Sie können nicht anders. Und da die überwiegende Mehrheit der Einzelnen an dieses fatale Verhaltensmuster gekettet ist, teilt die Gesellschaft als Ganzes dieses Los. Tendenziell wird die menschliche Vernunft immer der menschlichen Gier unterlegen sein. Das ist bei näherer Betrachtung vom Schöpfer auch hervorragend konzipiert. Wäre es nämlich nur ein My anders, dann liefe die Menschheit eventuell Gefahr, ewig zu leben. Das mag zwar in ihrem Sinne sein, nicht aber in dem der Schöpfung. Deren Rad muss sich weiterdrehen und anderem Kreaturen eine Chance geben. So ist das seit Anbeginn. So muss es bleiben. Denn so funktioniert Leben. Und das ist gut so!

## Brandenburg an der Havel und sein Hauptbahnhof

J.- F. S. Lemarcou

Als man ihn 1846 baute, lag er weit südlich vor den Stadtgrenzen. Man litt das Dampfross wohl nicht zu nah an den Wohngebieten. Doch Bahnhöfe zogen schon immer Bevölkerung an. Wo viele Menschen tagtäglich durchlaufen, lässt es sich gut handeln und das Wohnen kommt später. So war denn auch folgerichtig der Bahnhofsvorplatz der Chur- und Hauptstadt Brandenburg an der Havel zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine städtebauliche Perle. Lauschig, einladend, mondän. Dann kam der Krieg und mit ihm die Zerstörung, der Wiederaufbau, die Neustrukturierung. Irgendwann wurde auch den Städteplanern der DDR klar, dass man nunmehr den Verkehr aus der Innenstadt heraus in die Peripherie verlagern müsse. Das Eisenschwein, wie man die Straßenbahn mittlerweile despektierlich nannte, wurde zurückverlegt, weit, weit weg vom Bahnhofsgelände. Denn zwischen den Gleisen der Elektrischen und denen der Eisenbahn schob sich nunmehr eine vierspurige Tangente hindurch – den Automobilisten zur Freude, den Eisenbahn-Reisenden zum Leide: Man kommt an, wuchtet sein Gepäck über die Bahnhofsplatte, starrt verzweifelt auf das rote Ampelmännchen, hofft, dass es noch in diesem Jahre grün werde, vor allem aber, dass es grün werde, bevor die Straßenbahnen zur Abfahrt bimmeln.

Denn diese fahren so oft nicht und wenn sie weg sind, dann braucht es schon mal 20 Minuten, ehe die nächste um die Ecke zuckelt! Also stürmt der Reisende los. Glück gehabt! Dem LKW, der gerade „Grün“ hatte, konnte er trotz schwerer Koffer noch mal entweichen. Pech gehabt! Das quiekende und quietschende Ungetüm namens Straßenbahn ist losgerattert, bevor er die andere Straßenseite erreicht hatte. Nun kann er sich in aller Ruhe die drögen Plattenbauten besehen, die seit den Siebzigern wie ein drohender Riegel dem altherwürdigen Bahnhofsgelände gegenüber stehen. Das Bahnhofsumfeld der Havelstadt ist eines der unwirtlichsten des Landes. Das ist eigentlich ein Paradoxon. Denn eingebettet ist es in die bezauberndsten Havelauen und Wiesen. Nördlich der Bahnanlagen allerdings hat diese Landschaft aufgehört zu existieren. Bis hin zum Jakobsgraben sind die ehemaligen Flächen des Neustädtischen Bahnhofs und etliche Wiesen einer riesigen Parkfläche gewichen, denn ein Parkhaus gibt es mitnichten. Das ist alles so improvisiert, so lieblos, so abweisend. Der Wohnriegel aber vertrat jahrzehntelang die Funktion einer tollwütigen Wachtöle, die jeden Ankömmling ankurrte und verbiss.

Der Beschluss zum Abriss dieses Wohnblockes ist nun Gott sei Dank im 19. Jahr der Einheit gefallen – der Riegel kommt weg. Gut! Aber das löst noch keineswegs eine Reihe von geradezu etablierten Problemen. Nach wie vor ist die Straßenbahn viel zu weit weg vom Bahnhofsgelände. Nach wie vor muss der Reisende sich durch Wind und Wetter zu den Straßenbahnen, zum Taxistand und zu den eigenen Automobilen kämpfen. Nach wie vor ist weder ein Nutzungskonzept für eines der wertvollsten und ältesten Bahnhofsgelände Ostdeutschlands noch für den Stellwerksturm aus der Jugendstilzeit, vierhundert Meter nordöstlich des Hauptbahnhofes, gefunden. Doch just dieser Bahnhof zählt zu den Haupteingängen der Stadt, die das Zeug hat zu den Schönsten des Landes zu zählen.

Die einzige denkbare Alternative, auch wenn es ein Vermögen kosten sollte, besteht in der Untertunnelung der Bahnhofsplatte. Die Straßenbahn muss wieder an den Hauptbahnhof herangezogen werden. Die Zugänge zur Straßenbahn und zum Taxistand sollten überdacht sein. Unter diesen Umständen wäre eine Revitalisierung des unmittelbaren Bahnhofsumfeldes denkbar. In ihrem Gefolge ist dann auch eine Entwicklung der noch immer

desolaten Bahnhofsvorstadt wahrscheinlich. Zählt doch in anderen Städten die Bahnhofsumgebung zu den quirlichsten Lebensbereichen überhaupt. In Brandenburg an der Havel aber muss man leider noch immer vom Gegenteil ausgehen. Das ist schade, denn hier wird Potential für die Zukunft verspielt.

## Das Gedächtnis der Stadt

### Anke Richter ist die Chefin des Stadtarchivs

Michael L. Hübner

„Über mich gibt es nicht viel zu berichten“, wehrt die junge, blonde Anfangsvierzigerin bescheiden ab. Diese Aussage wird die einzige bleiben, die aus ihrem Munde unglaublich klingt. Anke Richter ist die Hüterin des Gedächtnisses der Stadt Brandenburg und das schon seit 2002. Im Sprachgebrauch der Stadtverwaltung klingt das natürlich weniger blumig, offiziell ist sie die Leiterin des Brandenburger Stadtarchivs. Stadtarchiv..., ist das nicht so ein finsternes Gewölbe, voller Staub und Spinnweben und endlosen Bergen von vergilbtem Papier, in dem ein uraltes Männchen umher wuselt, welches seit Jahrhunderten kein Sonnenlicht mehr sah? Sitzen da nicht zwischen den Regalen ebensolche weltvergessenen Greise, die sich Historiker nennen und an Folianten schreiben, die niemanden interessieren und nur den einen Zweck haben, in jenen Regalen zu verschwinden?



So weit das Klischee. Anke Richter aber ist die Frau, die buchstäblich jedes Klischee zertrümmert, was man unvorsichtigerweise mit ihr in Verbindung bringt. Blond? Anke Richter ist hellwach und hochgebildet - Verwaltungsbeamtin im gehobenen Dienst. Weltabgeschiedene Archivarin?

Nichts da mit dunklen Gemäuern. Anke Richter hatte das große Privileg, ein kommunales Archiv neu aufzubauen, das verstreute Material aus acht verschiedenen Standorten in den Räumen der Brennabor-Werke zusammenzuführen und „ihr“ Archiv zu einem hochmodernen kommunalen Dienstleister zu entwickeln. Das der Oberbürgermeisterin direkt unterstehende Haupt-, Personal- und Bürgeramt hatte beizeiten erkannt, wie wichtig ein funktionierendes Gedächtnis für eine Stadt ist und dem Archiv die neuen Räume über der Agentur für Arbeit zur Verfügung gestellt. Mit Anke Richter wurde dann die Stelle der Archivleiterin optimal besetzt.

In Brandenburg-Nord aufgewachsen, später mit den Eltern nach Hohenstücken gezogen, blieb Anke Richter stets eng mit der Heimatstadt verbunden. Nach dem Schulabschluss erlernte sie den Beruf eines Zerspanungsfacharbeiters mit Abitur. Für sie war das der einzige Weg, an einen der begehrten Abiturplätze zu kommen. Der Vater war zwar Stahlwerker, jedoch kein Vertreter der Arbeiterklasse. Für Kinder der Intelligenz war der Weg zur Erweiterten Oberschule nicht eben mit Rosen

gepflastert. Nach dem Abitur wusste Anke: „Getriebewerk, Zerspanerei – das war’s! Nie wieder! Nichts wie weg.“ In der „Jungen Welt“, der damaligen Jugendtageszeitung, las sie ein Inserat, das auf eine Ausbildung zum Archivar hinwies. Sie bewarb sich und hatte unverschämtes Glück: 30 Ausbildungsplätze gab es in der DDR nur pro Jahr. 150 junge Leute hoben den Finger – Anke zählte zu den Glücklichen. Drei Jahre studierte sie in Potsdam und schwärmt noch heute von ihrem Internatszimmer, einer ehemaligen Dienstmädchenwohnung in der Babelsberger Villa des UFA-Stars Brigitte Horney. Unter demselben Dach hatte die Diva einst den von den Nazis verfolgten Erich Kästner versteckt.

Mit der Option eines erfolgreichen Abschlusses sicherte ihr der damalige Rat der Stadt eine Stelle als stellvertretende Archivdirektorin zu, die sie dann auch 1987 an der Seite von Dr. Heß antrat. „Als stellvertretender Chef weißt du immer, was du besser machen könntest. Hast du dann aber selbst den Hut auf, dann musst du’s auch unter Beweis stellen“, sagt Anke Richter. 2002 wurde sie dann die Nummer 1, nachdem sich Dr. Heß in den Ruhestand verabschiedet hatte.

In der Zwischenzeit absolvierte sie einen 600stündigen Beamtenanpassungskurs, publizierte fleißig für die Fachpresse und wirkte auch am Brandenburger Standardwerk „Stahl und Brennabor“ mit einem selbständigen Kapitel mit. Mittlerweile ist Anke Richter im Vorstand des Landesverbandes der Archivare tätig, sowie in der staatlichen Prüfungskommission für den relativ neuen Ausbildungsberuf der Fachangestellten für Medien- und Informationsdienste. Eine Frau hatte sich in eine Männerdomäne hineingekämpft und dort souverän profiliert.

Ihre Hauptarbeit besteht in der sehr arbeitsintensiven Pflege ihrer verschiedenen Archive, allein 500 laufende Meter (lfm) Archivmaterial kommen jährlich hinzu. Da gibt es das Zwischenarchiv, Endarchiv, das medizinische Archiv... und die unvermeidliche Verwaltungstätigkeit. Nebenher arbeitet sie mit Hochdruck an einer modernen Repräsentationsform des Stadtarchivs, organisiert Tage des offenen Archivs, Führungen, Buchvorstellungen, historische Bildungsarbeit, hilft Benutzern bei der Recherche, ordnet, bewertet, kassiert alte Bestände und, und, und. Anke Richter hat sich als Chefin erfolgreich profiliert.

Sie konnte ihre Ideen weitestgehend umsetzen. Der Beruf macht große Freude – aber ein wenig Kompensation braucht man doch in der Freizeit. Also läuft sie, bereitet sich auf Halbmarathon und Marathon vor, mal eben von Plau nach Kade und zurück – also, die dreißig Kilometer möchten schon in weniger als zwei Stunden geschafft sein. Uff. Der Drahtesel wird geschunden, Yoga betrieben. Und wenn jetzt einer an die ganz fanatischen Körper- und Geistorientierten denken sollte – auch dieses Klischee wischt Anke Richter vom Tisch.

„Alles in Maßen...“, lacht sie und beißt herzhaft in den selbstgebackenen Kuchen. Da der Sohn jetzt zum Studium nach Hannover ist, haben ihr Mann und sie jetzt auf einmal viel Freizeit! Beruf, Laufen und Fahrradfahren sind ja schließlich nicht alles. Das eigene Haus steht, die beiden Schildkröten-Herren, an denen Anke Richters Herz hängt, giften sich einträchtig über ihren kleinen Zaun hinweg an – also wohin mit dem Rest des Tages? So haben sich Anke Richter und ihr Mann, der gleichzeitig ihr Lauftrainer ist, ein Segelboot gekauft und durchpflügen die Havelgewässer rund um Plau. Ach, das Leben kann schön sein. Und so ausgefüllt, wenn man etwas damit anzufangen weiß. „Wie der Herr, so’s Gescherr“, sagt der Volksmund. Anke Richter ist eine leistungsstarke und dynamische Tochter der Havelstadt – ein Garant für ein vitales und lebendiges Stadtgedächtnis.

## Der neue Präsident

### Barack Obama wird Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika

B. St. Fjollfross

Der Landbote freut sich. Amerikas 44. Präsident ist ein Neger. Ein Traum wird wahr. Martin Luther Kings Traum. Seit John F. Kennedy gab es nicht mehr so eine Hoffnung, so eine weltweite Euphorie. Nicht einmal bei Jimmy Carter ging es so hoch her. Wir hoffen nur, dass jetzt, da das amerikanische Monopolkapital mit George W. Bush jr. die Hosen heruntergelassen hatte und bewies, wer wirklich im Weißen Hause die Fäden zieht und wer als Marionette an wessen Fäden hampelt, dieses Monopolkapital nicht glaubt, nun sei es egal, ob man auf den Präsidentensessel einen Neger, eine Frau oder einen dressierten Affen setzt. Er ist ein fähiger Mann, dieser Barack Obama. Es ist ihm zuzutrauen, dass er das Amt des amerikanischen Amtes endlich wieder mit Leben, Substanz und Vitalität erfüllt. Die Welt freut sich, Hoffnung keimt auf. Die Leute schauen wieder nach vorn, sind optimistisch. Das ist im Augenblick so wichtig wie nichts sonst. Der Irakkrieg muss beendet werden und das Drama am Hindukusch. Ein Ausgleich mit der arabischen Welt, mit China, Iran und vor allem Russland muss näher rücken. In nationaler Hinsicht muss es ihm gelingen, die Finanzschurken Amerikas an die Kandare zu legen. Daran wird er sich messen lassen müssen. Wir drücken ihm die Daumen. Wir drücken sie ihm ganz fest. Wir freuen uns, dass die Kanaile von Alaska, Sarah Palin weg ist vom Fenster und hoffentlich weg bleibt in Ewigkeit – Amen! Und wir freuen uns, dass das infantile, böse, rassistische Amerika ein Stückchen erwachsener geworden ist. Ein Neger im Weißen Haus – Herr im Himmel – ein Traum wurde wahr.

## Der Tod der kleinen Michelle von Leipzig

Don M. Barbagrighia

Wieder musste das Volk den brutalen Mord an einer seiner kleinen Töchter hinnehmen. Es ist wie mit dem Yellowstone-Supervulkan oder der Westflanke des Teide: Man weiß, es wird geschehen, wieder und wieder! Verhindern kann man es nicht, es ist nur eine Frage der Zeit. Jedes Jahr gebiert eine Frau irgendwo einen Perversen, der einige Jahre später ein Kind vergewaltigen und töten wird. Das ist die grausame Realität. Das Problem lässt sich weder umfänglich präventieren noch eindämmen. Auch drakonische Strafen helfen da nicht viel. Selbst die Zeit des öffentlichen Räderns brachte keine Abhilfe. Es ist dramatisch.

Wenn nun aber die Tat geschehen ist, und man hat den Täter gefasst, was ja heutzutage aufgrund enormer kriminaltechnischer Möglichkeiten beinahe zur Regel wird, was macht man dann mit dem Strolch? Das ist eine entscheidende Frage.

Die sächsischen Nazis haben das Problem erkannt und punkten nun mit dem Tod des kleinen Mädchens auf ihre Weise. Sie laufen durch Leipzigs Straßen und fordern lautstark die Todesstrafe für Kinderschänder. Sehr populistisch, das Ganze. Kommt bei den einfachgestrickten Leuten gut an. Jeder will den Verbrecher hängen sehen. Leiden soll er! Das spart den Weg in die Videotheken, wo sich das blutrünstige Volk, das sich früher im Kolosseum amüsierte, heute die „Gesichter des Todes“ ausleihen muss um auf seine Kosten zu kommen. Doch die Todesstrafe muss in einer modernen Zivilisation obsolet sein, der Mensch kann gemacht haben, was er will.

Niemand hat das Recht ihn aktiv zu töten! Zu viele Unschuldige sind bereits hingerichtet worden. Sind sie erst tot, macht das an ihnen begangene Unrecht niemand wieder gut. Das aber ist nur ein Aspekt! Nur wer Leben schafft, darf es auch beenden. Bislang ist das aber noch das Monopol Gottes!

Sollte jedoch jemand zweifelsfrei, und ich betone noch einmal nachdrücklich: zweifelsfrei! als Täter identifiziert worden sein, dann soll man den Schurken in ein hermetisch abgeriegeltes Reservat verbringen, eine unwirtliche, karge Gegend von wenigen Hektar Größe. Dieses Reservat soll nur von außen bewacht werden um Fluchten zu verhindern. Man stoße den Unhold nackt hinein und schließe das Tor hinter ihm und seinesgleichen. Keine Nahrungszufuhr mehr, keine Kleidung, kein Wasser, kein Werkzeug, keine Gesundheitsversorgung, keine Kommunikation – nichts. Sie sollen darinnen völlig sich selbst überlassen sein – egal, was passiert, und das für den hoffentlich kurzen Rest ihrer bestialischen Existenz. Und wenn sie sich selbst untereinander auffressen, der Gesellschaft, an der sie sich vergangen haben, soll und muss es egal sein. Für die Gesellschaft sind sie mit dem Augenblick ihres Verstoßenwerdens gestorben. Wann der irdische Leib dieser Lumpen dann wirklich stirbt, ist dann nicht mehr von Belang.

Die Nazis aber, die in Leipzig marschieren, unterstreichen wieder einmal die Dummheit und Vergesslichkeit des Volkes: Todesstrafe für Kinderschänder und -mörder? Na dann mal los! Bringt euch gleich selbst als erste um! Denn Millionen europäischer Kinder wurden während eurer Schreckensherrschaft geschändet und getötet. Hunderttausende deutscher Mädchen wäre die Tortur der Vergewaltigung erspart geblieben, wenn ihr nicht die zornigen Russen ins Land geholt hättet! Ihr verkauft euch als Saubermänner? Das könnt ihr nicht ernst meinen, oder?

Es ist gut, dass sich die leidtragenden Eltern von derlei Getöse distanzieren, obgleich nachvollziehbar wäre, wenn, wie Schikaneder es ausdrückte, der Hölle Rache in ihren Herzen kochte. Eine solche Haltung brandmarkt die Demonstrationen der braunen Kolonnen als das, was sie in Wahrheit sind: als Propagandafeldzug in eigener Sache. Es ist beinahe so schlimm wie der Mord an dem Kind, dass es nunmehr nach seinem Tode sogar noch instrumentalisiert wird.

Übrigens – wenn sich nun rausstellte, dass Michelles Oma Jüdin war, liebe Ultrarechten? Was dann? Geht ihr dann immer noch mit denselben Parolen auf die Straße, wo sich Eichmann und Mengele doch solche Mühe gegeben haben, diese „Rasse“ ein für alle mal zu vernichten.

## Deutscher Frauenfußball in Peking

### eine Glanzleistung wahren Sportsgeistes

J.- F. S. Lemarcou

„Wenn ich richtigen Fußball sehen will“, brüllte Don Miquele durch die Räume der Redaktion, „dann fahre ich auf eine märkische Kuhbläke und schaue den Bauernburschen beim Bolzen zu. Oder aber ich sehe mir Frauenfußball an. Die Frauen sind die einzigen, die, wie die Spanier sagen würden, Eier in der Hose haben. Die greinen nicht ihren Porsches und den Schlagzeilen der Boulevardpresse hinterher, lassen sich nicht für Millionen-Ablösen verhöhern, bespringen sich nicht wie die Bonobos, verzichten auf die martialischen Gesten, sondern spielen einfach nur einen blitzsauberen, herrlichen Fußball.“ Ehrfürchtiges Schweigen. Dann: Applaus! Es ist ja richtig: ein schönes Spiel muß nicht technisch perfekt sein,

oder strategisch ausgefeilt – ein schönes Spiel zeichnet sich dadurch aus, daß man den Spielern die Freude am Spiel anmerkt und eben nicht den Druck des Klassenerhaltes, den unbedingten Zwang zur Steigerung des eigenen Marktwertes – all diese Ersatzkriegshandlungen, die von als Trainern verkleideten Generalen und ihren als Spielern maskierten Soldaten initiiert werden. Das ist trotz einiger artistischer Leistungen am Ball und manchmal wirklich staunenswerter Spielzüge alles so zum Gähnen langweilig, so überprofessionell, so abgedroschen. Es ist halt eine Fußballindustrie.

Nun soll das alles nicht heißen, daß wir dem Matriarchat undifferenziert die Füße küssen. Frauen sind nicht die besseren Menschen – die schlechteren aber auch nicht. Es hat wohl eher damit zu tun, daß der seit Jahrhunderten männlich dominierte Fußball als feminin betriebener Sport nur sehr, sehr zögerlich in die hohlen Schädel der Mächtigen-Silberrücken dringt. Wer zu beschränkt ist, weibliche Beine unter anderen Gesichtspunkten zu bewerten als in ihnen nur den verheißungsvollen Eingangsbereich zu männlich-orgastischen Freuden zu sehen, der wird gar nicht anders können als sich gegen die unwiderlegbar höhere Qualität des Frauenfußballs zu verwehren. Das aber sagt nur etwas über die Dummheit, Hilflosigkeit, Ignoranz und Realitätsferne von einigen Millionen deutscher Männer etwas aus.

Die Damen mögen uns verzeihen – aber wir würden just diesen Zustand gerne noch so lange als möglich konserviert wissen. Denn wenn erst die Werbe- und Sponsorenindustrie auf diese Frauen aufmerksam wird, dann geht das verflachende, langweilige Sporttheater sicher auch bei ihnen los. Und das wäre unendlich schade. Dann blieben uns wirklich nur noch die bolzenden Bauernburschen- und -mädel.

Die deutsche Frauennationalmannschaft um Birgit Prinz hat sich in der Verlängerung ein wundervolles 2:0 gegen die schwedischen Damen erspielt. (Merken Sie's: wir sprechen ganz bewußt nicht davon, daß Deutschland Schweden „geschlagen“ hätte und was da an unsäglichem Vokabular noch umhergeistert.) Der Preußische Landbote hat naturgemäß mit den Farben Schwarz-Rot-Gold nicht allzuviel am Hut, weil uns als Preußen unsere polnischen, russischen und livländischen Nachbarn näher sind, als beispielsweise die Franken, Hessen oder Pfälzer. Das Reich ist uns ziemlich wurscht. Dennoch, als die deutschen jungen Frauen diesen durch und durch sportlichen, ungedopten und unmanipulierten Sieg erragen, bemerkten wir zum ersten Male schmerzlich die Abwesenheit des schwarz-rot-goldenen Tuches. Wir werden uns eines anschaffen. Unseren deutschen Fußballerinnen zu Ehren. Chapeau, Mesdames!

## Ein Verlag bezeigt Kulanz

### Wie der VNR Verlag für die Deutsche Wirtschaft einen armen Sportclub aus einer Abo-Falle befreite

Michael L. Hübner

Das war einmal menschlich und vernünftig gehandelt. In einer Zeit der zunehmenden Verrohung im Umgang miteinander entschied sich der VNR Verlag für die Deutsche Wirtschaft für eine großzügige Lösung.

Was war passiert? Eine jüdische Einwandererfamilie mit noch sehr eingeschränkten Deutsch-Kenntnissen bekam im Frühjahr 2008 einen Werbeanruf, wie sie sogenannte Call-Center im Auftrage größerer Firmen tätigen. Geworben wurde für ein Periodikum aus dem oben angeführten Verlagshaus. Die Angerufene, Frau Zoya Y. verstand nicht alles. Nur eben, dass man ihr ein Probeexemplar zusenden wolle, völlig unverbindlich und

natürlich für sie völlig ohne Risiko. –Ja gut, machen Sie das. Ende. Das Heft kam, und – wie der Verlag erklärte – noch sechs weitere. Im Juli dann folgte die erste Rechnung über € 49,-. Viel Geld für mittellose Zuwanderer. Sie hatten kein Abo gewollt, hatten nichts unterschrieben, waren der Meinung, dadurch wäre kein Vertrag zustande gekommen. Irrtum!

Es gibt auch eine stillschweigende Zustimmung im Falle des Ausbleibens eines Widerspruches. Natürlich war der Verlag nach deutschem Recht in selbigem – die zweite Mahnung, nunmehr schon über einen Betrag von € 100,- lautend wurde schon mit rechtlichen Schritten in Verbindung gebracht. Jetzt ging den armen Ostjuden denn doch schon der Puls etwas schneller.

Der Landbote versprach sich der Sache anzunehmen und setzte folgendes Schreiben auf:

Michael L. Hübner  
-Journalist-  
Preußischer Landbote  
Zeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur  
Notiert an der Deutschen Nationalbibliothek  
ISSN 1316-8910  
Willi-Sänger-Straße 52  
D-14770 Brandenburg an der Havel  
Fernruf (Redaktion) +49 3381 79 30 96  
Fernruf (Bürgerhaus) +49 3381 73 07 67  
Fax +49 3381 73 07 92

E-Mail huebner@landbote.com

Brandenburg an der Havel, den 22. September 2008

An  
VNR Verlag für die Deutsche Wirtschaft AG  
Zentrale  
Theodor-Heuss-Straße 2-4  
D-53095 Bonn

Betrifft: IHR MAHNSCHREIBEN

Kundennummer 90-286632-30  
Rechnungsnummern 38-0722926 vom 25.06.2008  
sowie 38-5040449 vom 27.08.2008

### Sehr geehrte Damen und Herren!

In vorbezeichneter Angelegenheit wurde ich von Frau Zoya Y. gebeten, mich vermittelnd an Sie zu wenden.

Ich bitte Sie auf Ihre Solidität und Kulanz rechnend,

a) das Kundenkonto von Makkabi Brandenburg e. V. c/o Frau Zoya Y. rsp. Frau Zoya Y. zu löschen und

b) von den genannten Forderungen absehen zu wollen.

### Begründung

1. Zoya Y. ist eine jüdisch stämmige Einwanderin aus der Ukraine. Sie darf gemäß den nicht nachvollziehbaren Anerkennungshemmnissen der deutschen Bürokratie ihren erlernten Beruf als Sportlehrerin nicht ausüben und ist gezwungen, ihren Lebensunterhalt aus dem sozialen Sicherungsnetz der Bundesrepublik Deutschland zu bestreiten. Da Sie einen gestandenen Wirtschaftsverlag repräsentieren, erübrigt sich der Hinweis auf das damit verbundene, äußerst schmale Budget Frau Y.s.

Selbst wenn Sie Ihre Forderung durchsetzten, bliebe Ihnen letztendlich kaum mehr als ein Pyrrhussieg und die Gewissheit eine mittellose Frau zur Verzweiflung gebracht zu haben. Das können Sie nicht ernsthaft wollen! Gegensätzlich dazu wäre bezeugte Kulanz Ihrem Hause mehr als zuträglich.

2. Frau Y. leitet, um einer gesellschaftlich sinnvollen Tätigkeit nachzugehen, den jüdischen Sportverein Makkabi Brandenburg e. V., der ebenso mittellosen Einwanderern die Möglichkeit einer sportlichen Betätigung und Kindern einmal im Jahr ein Sportferienlager bietet. Der Mitgliedsbeitrag dieses Vereins beträgt € 1,- pro Person pro Monat.

Sie mögen daraus auf die finanzielle Aufstellung des Vereins schließen. Diese ist gewiss nicht mit der eines Hamburger Golfclubs zu vergleichen. Auch bei Makkabi Brandenburg e. V. würde eine gerichtliche Bestätigung Ihrer Forderung also nicht mehr Effekt bringen als das Hornberger Schießen. Zudem würden die Kinder und Jugendlichen im nächsten Jahr wohl auf ihr Ferienlager verzichten müssen – für viele die einzige Möglichkeit, einmal etwas anderes zu sehen als Brandenburg an der Havel.

3. Frau Yatzenko versicherte mir, dass sie während eines sehr suggestiv und forciert geführten Telefongesprächs auf die Möglichkeit eines Abonnements bezüglich einer Publikation Ihres Hauses informiert wurde. Ihr mangelhaftes Deutsch erlaubte ihr nicht, allen Inhalten des Werbegesprächs adäquat zu folgen. Frau Y. erinnert sich jedoch an die Zusage, dass die Zusendung eines Probeexemplars für sie kein Risiko beinhalten würde. Sie willigte ihrer Aussage zufolge letztendlich in die Zusendung eines Probeexemplars ein, sagt aber, sie habe weder ein solches noch eine Widerrufsbelehrung erhalten. Eine Unterschriftsleistung bestreitet sie vehement. Die Dame ist eine russische Sportlehrerin und keine Spezialistin für das deutsche Handelsrecht. Dass sie auch angesichts solcher vom Gesetzgeber als unwirksam eingestuftem Vertragsabschlüsse Widerrufsfristen zu wahren hat, war ihr unglücklicherweise unbekannt.

4. Aus diesem Mangel an Wissen Frau Y. ist Ihnen, sehr verehrte Damen und Herren, jetzt möglicherweise ein nur schwer anfechtbarer Anspruch entstanden. Ich bitte Sie daher, kühlen Kopfes und Geschäftssinnes zu bedenken, dass die Durchsetzung dieses Anspruchs Ihnen kaum die reflektierte Summe zubringen sondern eher darauf hinauslaufen wird, dem seriösen und grundsoliden Ruf Ihres renommierten Unternehmens schweren Schaden zuzuführen. Der Umstand, dass ein wohlsituiertes Verlagshaus auf einer Einhundert-Euro Forderung gegenüber bettelarmen jüdischen Immigranten bestehen muss, die noch dazu auf fragwürdige, wenn auch nicht vom Verlag selbst zu verantwortende Weise zustande kam, wäre kaum vermittelbar. Da ich nicht davon ausgehe, dass Ihr Haus die Abonnements-Akquise unter dem eigenen Dach betreibt, sondern wie branchenüblich, spezialisierten Unternehmern anheim stellt, sollten diese Firmen dringendst darauf hingewiesen werden, dass eine Abonnementsgewinnung unter solchen Voraussetzungen dem beauftragenden Hause im Allgemeinen mehr schadet als nutzt. Denn der Verdacht, dass Frau Y. in eine berüchtigte Telefon-Abo-Falle getappt ist, drängt sich an dieser Stelle massiv auf. Es wäre daher ein sehr honoriger Zug Ihres Hauses, der die von Ihnen über Jahrzehnte hinweg erworbene Tradition eines deutschen Unternehmens von Ruf fest untermauern würde, wenn Sie sich mit einer Löschung des o. g. Kundenkontos und einem Verzicht auf Ihre o. g. Forderung deutlich zu dem Sie seit Jahren begleitenden soliden und lupenreinen Ruf bekennen.

Diese Großzügigkeit bliebe darüber hinaus hinsichtlich ihres lokalen Medienechos nicht unreflektiert. Indem ich Sie also noch einmal um eine günstige Prüfung des geschilderten Sachverhaltes bitte,

bleibe ich Sie freundlich nach Bonn grüßend

Ihr sehr ergebener

Hübner

Der Verlag entschied sich für eine Einstellung aller Forderungen gegen Frau Y. und den Sportverein Makkabi Brandenburg e. V.

Dafür sei dem sehr kulantem Verlagshaus unser Dank ausgesprochen. Wir freuen uns auf ein Unternehmen verweisen zu können, welches die besten Traditionen deutschen Unternehmertums noch immer wahr und im Alltagsverkehr unter Beweis stellt. Der VNR Verlag macht stolz auf solche noch immer vorhandenen Vertreter einer Wirtschaft, die dem Lande Deutschland einst seinen so begehrten und soliden Ruf verschafften.

Das sind die Leuchttürme, die uns möglicherweise aus unserer Talfahrt durch die Schreckensozeane voller Heuschrecken und Hedge-Fonds herausholen. Auf diese kann man bauen.

---

## Eine Politesse läuft Amok

### Potsdam goes ballistic!

B. St. Fjöllfross

Im Zeitalter der zunehmend en vogue werdenden Amokläufe an deutschen, amerikanischen und finnischen Schulen überlegt nun auch der Fachbereich Ordnung und Sicherheit der Potsdamer Stadtverwaltung, wie man auf das aktuelle Geschehen reagieren sollte. Schließlich war die preußische Residenz lange Jahrzehnte zum provinziellen Schattendasein einer ostdeutschen Bezirkshauptstadt verdammt. Wer redet über Potsdam? Man hat es satt, nicht wahrgenommen zu werden. Joop und Jauch reißen's auch nicht raus. Also, was tun? Niemand vom Potsdamer Ordnungsamt käme in der brandenburgischen Landeshauptstadt auf die abwegige Idee ballern durch die Gassen zu ziehen.

Das wird sublimier erledigt. Die Geheimwaffe heißt „Politesse“, in diesem Falle hat sie noch die Typenbezeichnung „B“. Sie streift nun durch das wiedererwachende Potsdam und sorgt für (Un-)ruhe, (Un-)sicherheit und (Un-)ordnung. Gnade Gott, wer in der zugesparkten Metropole auch nur um ein Tüttelchen verkehrt steht!

Da kommt schon mal der Zollstock zu Ehren, wie dem Landboten glaubhaft versichert wurde. Unseren Herrn Druckepennig traf es verwichenen Freitag. Am 26. September 2008 um 12:55 Uhr schlug am Neuen Markt zu Potsdam, gegenüber der Ratswaage, genau am Eingang zum Haus für brandenburgisch-preußische Geschichte, das Schicksal in sein so beschaulich-friedliches Journalistenleben.

Ein anstehender Arbeitsbesuch am Moses-Mendelssohn-Zentrum ließ ihn überlegen, mit welchem Verkehrsmittel es sich am besten in die Residenz reisen ließe. Die Wahl fiel ob der überfüllten und verstopften Stadt auf ein Motorrad. Er stellte es in eine Reihe mit acht parkenden Karossen, deren nicht eine irgendeinen Hinweis auf eine Sonderparkerlaubnis, Parkschein etc. unter der Windschutzscheibe führte.

Also, das Motorrad ordnungsgemäß in eine freie Parklücke gestellt – und ab zur Arbeit. Als er den Heimweg antreten wollte, fand unser Druckepennig an seiner Maschine einen Strafzettel wegen Falschparkens. Jetzt setzen Sie sich in Ihren Sessel und atmen Sie tief durch! Es ist, wir versichern es Ihnen, kein Druckfehler. Das Strafmandat klemmte im Lenker eines MOTORRADES!

---

\* vollständiger Name der Redaktion bekannt.



Dem kleinen Gallier mit dem großen Herzen wäre jetzt unwillkürlich der Ausruf entfloht: „Die spinnen, die Römer“. Na ja, ganz so ist es ja auch nicht. Die Römer waren kluge und strategisch denkende Meister der Kriegs- und Staatskunst und keine hinterwäldlerischen und –listigen Fallensteller, die so abgebrannt sind, dass sie ortsunkundigen Gästen mit sehr schlecht ausgedachten Parkverboten das Geld aus den Taschen pressen. Natürlich alles unter dem biedereren Mäntelchen des Rechtes.

Es geht ihnen dabei wie jedem anderen Strauchdieb, Wegelagerer und Raubritter auch. Neben dem Geld ziehen sie auch blanken Hass an sich. Man wünscht seinen marodierenden Gastgeber die Pest an den Hals und verflucht sie im Verwandten-, Freundes- und Bekanntenkreise.

Oh, wie sich das multipliziert! Ein bisschen zerebralen Gierfraß weniger, und die Geheimwaffe B. des Potsdamer Ordnungsamtes hätte stattdessen einen Zettel an die Maschine geklemmt mit den Worten: „Lieber Verkehrsteilnehmer. Hier ist das Parken nicht erlaubt.“

Bitte beachten Sie dies bei Ihrem nächsten Besuch. Wir wünschen einen schönen Tag!“ (Diese Grußformel hätte man den Leuten im Gegensatz zu ihrer verlogenen Standardfloskel „mit freundlichen Grüßen...“ sogar abgenommen.) Man hätte gesagt: „Aha, muss ich glatt übersehen haben. Tut mir leid.“

Nächste Mal weiß ich es. Aber, schau her! Das sind mal nette Leute!“ Auch diese Erfahrung hätte man hinausposaunt. Man hätte für diese Stadt unwillkürlich die Trommel gerührt. Aber, wie gesagt, wir reden hier von Potsdam und nicht vom alten Rom.

Doch was sollen wir bis nach Italien streifen... In Potsdam residierten einst der Große Friedrich, dessen Vater war hier ansässig und auch der Uropa, der Große Kurfürst, sah gelegentlich vorbei. Alle dreie haben der Stadt Potsdam ein feingeistiges Erbe hinterlassen, welches durch solch dumm-gieriges Verhalten sinnlos verplempert wird.

Nun ist es ja nicht so, dass der Nachbarstadt Brandenburg an der Havel, der Heimatort des gemaßregelten Druckepennig, das Problem von Frauen grundsätzlich fremd wäre, deren multiple Persönlichkeitsstörungen, soziale Unverträglichkeit und offensichtliche sexuelle Mangelversorgung sie zu negativ exponierten Vertreterinnen ihres Politessengewerbes macht.

Es gab da mal eine, die bekam zum Dank für ihre netten Umgangsformen sogar einen Streifenpolizisten während ihrer Tätigkeit zur Seite gestellt, weil sie sich vor aufdringlichen Umwerbungen, Liebesbekundungen und Mordanträgen kaum noch zu retten vermochte.

Eine andere verteilte sogar ihre Knöllchen im missbräuchlich verwendeten Namen der Oberbürgermeisterin in einer Gartenkolonie. Sie sehen – nichts (Un-)menschliches ist uns fremd! Aber ein Motorrad in einer solchen Situation kostenpflichtig abzumachen, das brachten selbst diese potentiellen Zielsubjekte der Inquisition nicht fertig.

Eher hätten sie sich eine Selbsteinweisung in die örtliche Landes-Irrenanstalt ausgeschrieben. Wo aber bereits eine Unbeschulbarkeit und permanente Therapieresistenz vorliegt, braucht man diesen Schritt auch nicht mehr zu gehen – das leuchtet uns natürlich ein.

Insofern geben wir der Landeshauptstadt den Rat, das Aktenzeichen 55960358 gut aufzuheben. Es könnte eines Tages zum Diagnoseschlüssel avancieren.



## Frosch & Co.

### Jürgen Führer und Brandenburgs bekannteste Frösche

Michael L. Hübner

Könnte der Frosch sich eines Tages im Wappen Kirchmöser an die Seite des Schwans schummeln? Wenn er das schafft, dann wäre das wohl hauptsächlich dem Verdienste Jürgen Führers anzurechnen, des Froschvaters, Hobbyfotografen und Wahlkirchmöseraners.

In Dresden ist er geboren, der Jürgen Führer. Das war 1949. Verheerende Luftangriffe hatten eine der schönsten Städte Europas erst vier Jahre zuvor in Trümmern gelegt. Dennoch, die unbezwingbare Nonchalance der sächsischen Hauptstadt muss Jürgen Führer geprägt haben. Dieser Canaletto-Blick für Licht und Schatten, Perspektive und Hintergrund...

Ob er ein Hobbyfotograf sei? Nein, das nicht, lächelt er. Modelleisenbahnen waren seit jeher seine Leidenschaft. Schließlich hat er ja auch bei der Reichsbahn gelernt. Eine TT-Spur-Anlage steht noch im Keller. Sein Sohn ist sogar Lokführer geworden. Aber wie kam er dann auf seine entzückenden Froschgeschichten u. a. im Brandenburger „Zacharias“?

Da stand, wie so oft im Leben, der Zufall Pate: Eines Tages hatte er einen kleinen Plüschfrosch in Berlin gekauft und der saß in einer Plastiktüte des Kaufhauses Wertheim. Der Wortteil „Wert“ wurde aus dem Bild heraus retuschiert und „heim“ nach Kirchmöser ging es mit dem neuen Kameraden in grün. Ein lustiges Bild im Fotoalbum... Damit war der Grundstock für die pointierten, witzigen und inhaltsreichen Geschichten gelegt. Denn um den ersten Frosch gruppierte sich bald eine ganze Froschfamilie, Igel und Hasen. Sie bekamen Fahrräder, Automobile, Boote und Flugzeuge geschenkt, die von Führer selbst, seinem Onkel und seinem Bruder gebaut werden. Frau Karin, die Wusterwitzerin, die seinerzeit ihren Jürgen als Soldaten kennen lernte, 1970 heiratete und zum Hierbleiben bewog, strickt mit der Nachbarin die Konfektion oder hilft den kleinen Gefährten Puppenkleidung über.

Diese quittieren die Einkleidung dankbar und begleiten Familie Führer auf Schritt und Tritt. Wenn der beim Sicherheitsdienst der Bahn arbeitende Jürgen Führer zur Arbeit fährt, sind einige der kuscheligen Amphibien immer mit von der Partie. Ein paar Kühe stehen an einem Weidezaun.

Im Hintergrund ein Sonnenaufgang. Im Nu ist die Szene aufgebaut. Jetzt mustern sich Frösche und Rinder gegenseitig voller Neugier. Klick! Die Szene ist im Kasten. Zu Hause wird sie mit einem einfachen Bildbearbeitungsprogramm aufpoliert. Um die Bilder herum entsteht eine kleine Story von gemeinsamen Abenteuern. Und dann geht es eben ab zur Zeitung.

Jürgen Führers Frösche sind kleine Botschafter. Sie sollen nicht nur den Blick auf die Schönheiten der Landschaften verstärken, die sie durchstreifen. Vor allem sollen sie auch die Aufmerksamkeit der Betrachter auf sich und ihresgleichen ziehen – das kleine Volk von Fröschen, Igel, Hasen und allem Getier, was vom Menschen so häufig unbeachtet am Boden umherwuselt und eigene Sorgen und Nöte hat. Auf humorvolle Art machen Führers Frösche auf die Belange dieser Mitkreaturen aufmerksam.

Er hat ein großes und gütiges Herz, der Jürgen Führer. Mit den Kindern der Stadt Brandenburg an der Havel backen seine Frösche im Stadtbüro Plätzchen, ein anderes Mal besuchen die grünen Gesellen Brandenburger Kinder in einem Kindergarten. Überhaupt, Kinder – sie gehören zu Jürgen Führers größten Fans. Mit den Fröschen gemeinsam lernen sie die Sehenswürdigkeiten ihrer Heimatstadt kennen: Aha – die komische Brücke hinter der Froschfamilien ist die Bauchschmerzenbrücke, das da ist das Paulikloster, „Mama, die Frösche sind ja auf der Jahrtausendbrücke!“

Der Wunsch, gerade auch die Jüngsten zu erreichen, machte Jürgen Führer dann auch folgerichtig zu einem Kinderbuchautoren. „Unsere Erlebnisse – Geschichten meiner Freunde Kurti und Mondli“ heißt das Büchlein, das vom Österreicher Novum Verlag in einer Auflage von 3.000 Stück herausgegeben wurde. Man trifft die Frösche Jürgen Führers überall an. In der Heimatstadt, ihrer Umgebung, im Urlaub in den Bergen Bayerns. Sie unternehmen viel – und immer zusammen.

Selbst in einem richtigen Segelflugzeug haben sie Brandenburgs Traumlandschaft schon überflogen. Sie sehen Töpfern, Schmieden und Strickerinnen über die Schultern, schlürfen Bier an bayerischen Tresen. Vor dem Fernseher allerdings sah man sie erst einmal: Das war, als der SKB Anfang August über sie berichtete und sie den Beitrag über ihre kleine Bande nicht verpassen wollten. Eine Playstation oder Computer-Games kennen sie nicht. Ihre Welt ist die freie Natur. Auch das ist ein gewichtiger Teil ihrer Botschaft. Sie regen an, es ihnen gleich zu tun und zu erkunden, was das Leben schön und lebenswert macht. Ihnen das zu ermöglichen ist das unbestrittene Verdienst Jürgen Führers – eines patriotischen Wahl-Brandenburgers mit einem großen Herzen und vielen liebenswerten kleinen Fröschen und Igel.

Die Frösche kann man besuchen auf: [www.fuehrer-grafik.de](http://www.fuehrer-grafik.de)

---

## Grandiose Ideen aus dem Kanzleramt

S. M. Druckepennig

Man sagt der deutschen Kanzlerin eine überragende Intelligenz nach. Das mag so sein. Aber manchmal scheint es auszuhaken. Es sei denn, man unterstellt ihr, dass sie sich wider besseres Wissen den Bossen der deutschen Autoindustrie anbietet. Diese Branche nämlich bricht momentan unter den Schlägen der Weltfinanzkrise zusammen. Die Bänder bei Mercedes, VW und BMW stehen still, weil der Ansatz stark rückläufig ist. Was Wunder! Die Deutschen halten ihre Piepen ängstlich zusammen und verballern sie nicht für die Anschaffung einer neuen Karosserie, wenn das Damoklesschwert einer Rezession und Hyperinflation über ihnen droht. Nun trânt das mütterliche Herz der Kanzlerin im Angesicht des Elends der Automobilindustrie und sie möchte den panischen Managern wieder zu höheren Verkaufszahlen verhelfen. Was also regt sie an? Die Anschaffung neuer Automobile soll mit finanziellen Anreizen gefördert werden. Im gleichen Zuge sollen die Halter älterer Gefährte durch erhöhte Steuern

gedrängt werden, sich von ihren altgedienten, vierrädrigen Begleiter zu trennen. Das tut auch der Umwelt gut. Hört, hört! Wer ein altes Auto abstößt, braucht ein neues.

Also kauft er eins. Der Kreis schließt sich. So einfach ist das. Nein, so einfach denkt sich die Kanzlerin das. Was sie und ihre Berater dabei allerdings aus den Augen verlieren, ist eine winzige Variable: Der arme Mann, dessen Etat vielleicht gerade ausreicht, sein Vehikel zu fahren und im fahrtüchtigen Zustand zu erhalten, kann sich wohl von diesem trennen – aber im Gegenzug ein neues kaufen? Wie soll das gehen? Woher sollen sie's nehmen? Wer gibt den armen Teufeln Kredit in den Zeiten, da sich die Banken nicht einmal mehr selbst über den Weg trauen? Also werden nicht nur die Bänder der großen Automobilhersteller weiterhin ruhen, es werden auch jede Menge neuer Arbeitsloser in den Schlangen der Arbeitsämter anstehen. Arbeitslose aber sind die denkbar schlechtesten Neuwagenkunden.

So etwas nennt man dann, auf das Tolstoi'sche Bärchen anspielend, welches mit der Fliege auf Herrchens Nase gleich auch Herrchen mit erschlug, einen „Bären dienst“. Denn viele der um ihr Automobil Gebrachten sind auf dieses angewiesen, um zur steuerpflichtigen Arbeit zu kommen. Was folgt also? Ein Anstieg der Arbeitslosigkeit, höhere Sozialausgaben, niedrigeres Steueraufkommen. Bravo! Ganz toll! Im Berliner Osten, in Kaulsdorf, steht die Schilkin-Brennerei. Dort wird Schnaps gebrannt. Ein wenig weiter westlich, in Berlins Mitte, im Kanzleramt nämlich, fabriziert man die dazugehörigen Schnapsideen. Dolle Kooperation – alles was recht ist!

---

## Junger Pfarrer an altem Dom

### Über Gottvertrauen und Zuversicht des Jens Jacobi

Michael L. Hübner

Auf den ersten Blick kontrastieren sie beide miteinander – der wuchtige, altehrwürdige Dom der Havelstadt und der junge Mann, der gegenwärtig die vakante Pfarrstelle innehat. Aber wirklich nur auf den ersten Blick. Als Dompfarrer Radecke-Engst ihren bisherigen Wirkungskreis verließ, wollte die Gemeinde ihre Pfarre nicht lange unbesetzt lassen. Einen Kandidaten hatte man auch schon bei der Hand.

Da war dieser Endzwanziger, ein heller, aufgeweckter und engagierter junger Mann, der in der vergangenen Zeit schon dem Pfarrer Martin Gestrich in den Beetzseedörfern zur Hand gegangen war. Der damalige Vikar hatte auch schon bei Projekten in der Domgemeinde mitgewirkt – man kannte ihn also und war sehr angetan. Jens Jacobi heißt der junge Geistliche und aus Berlin kommt er. Aus Neukölln, genauer gesagt.

Dort wuchs er im Schmelztiegel der Religionen auf, links die Böhmisches Gemeinde, rechts die Moslems, hier die Protestanten, dort die Katholiken. Und man kam miteinander aus. Richtig gut sogar. Für das Christentum begann er sich allerdings erst relativ spät zu interessieren. Da muss er wohl schon 15 gewesen sein. Schlüsselerlebnis? Nee..., aber trotzdem war es für ihn von nun an klar: Pfarrer wollte er werden. Unbedingt! Dass das Theologiestudium zu den schwersten, anspruchsvollsten Studiengängen zählt, das foht ihn nicht an. „Mit meinem Gott springe ich über die Mauer“, jubelt schon der Psalm 18,30. Bildlicher kann man wohl das Gottvertrauen eines guten Juden oder Christen nicht fassen. Vorher aber wollte er Auslandserfahrung sammeln. Kaum hatte er das Abitur absolviert, da war



Ehrwürdigen Pfarrer Jens Jacobi vor dem Altar des Hauptschiffes im Dom zu Brandenburg an der Havel

er auch schon in North Carolina, an der U. S. amerikanischen Ostküste. Für ein halbes Jahr arbeitete er in einem christlichen Camp, sah erstaunt, wie modern und angepasst die Amerikaner ihren Gottesdienst feiern, mit christlichem Hardrock teilweise.

Er sah aber auch ein Amerika, dessen Bild seltener von Hollywood vermittelt wird: Armut und Rednecks, Intoleranz und Ku-Klux-Klan. Das schärfte den Blick. Irgendwann kam er zurück. Der Wehrdienst wartete auf ihn. Der Wehrdienst? Ein zukünftiger Pfarrer und Wehrdienst? Kein Zivildienst? Nein, kein Zivildienst. Der Wehrdienst ist eine sinnvolle Sache und „wenn sie mich in einen Panzer gesteckt hätten, dann wäre ich eben Panzer gefahren.“ Leicht fiel ihm der Dienst an der Waffe zwar nicht, aber er hat ihn geleistet. Man steckte ihn ein Sanitätsbataillon, Gottes Weisheit oder die des Kreiswehrratsamtes...?

Heimgekehrt ging der blutjunge Jens Jacobi in die Politik, trat einer der großen Volksparteien bei, zog für sie ins Neuköllner Bezirksparlament ein, vergleichbar der Brandenburger SVV, wurde Fraktionsvorstand, Ältester, Geschäftsführer der Fraktion. Das sah ganz nach einer steilen, politischen Karriere aus. Doch seinen alten Traum vom Pfarramt gab der Jungpolitiker deshalb keineswegs auf. So stieg er irgendwann aus der Regionalpolitik aus und ging auf dem Petersberg bei Halle/Saale in ein evangelisches Kloster. Man kommt aus dem Staunen nicht heraus.

Ein evangelisches Kloster also... So etwas gibt es? Wirklich? Ja, die Community Christusbruderschaft Selbitz, die das Kloster bewohnt, nahm den Bruder Jens als Novizen auf. Anderthalb Jahre blieb er dort. Aber dann entschied er sich doch für die seelsorgerische Tätigkeit außerhalb der Klostermauern.

Der Bruderschaft jedoch blieb er mit Herz und Hand verbunden. In der Nähe, in der alten Salzstadt Halle, arbeitet immer noch seine Frau, denn er ist, wie sich das für einen ordentlichen evangelischen Pfarrershaushalt gehört, brav verheiratet. Sein großes Vorbild Martin Luther hätte Gefallen an ihm. Mehr noch, seine Frau, eine studierte Historikerin und Theologin, die gerade an ihrer Dissertation arbeitet, ist seine härteste Kritikerin. Wenn Jens Jacobi von der Kanzel herabsteigt, dann wird die Predigt noch einmal gründlich ausgewertet. Ein leiser Stolz auf seine Frau schwingt in seiner Stimme mit.

Nach seiner Tätigkeit bei Pfarrer Gestrich also kam er an den Brandenburger Dom St. Peter und Paul, die Mutter aller Märkischen Kirchen, das Epizentrum der brandenburgischen Geschichte, der Dom Bischof Stephans. Ob ihm nicht flau wird bei dieser Vorstellung? Ach was! „Mit meinem Gott sprengte ich...“ Und außerdem ist die Gemeinde prima aufgestellt.

Kompetent und rege bei der Sache. Besser hätte er's kaum treffen können. Im Pfarrbüro hängen viele DIN-A4-Bögen, Stadttürme darauf, eine fiktive Stadt symbolisierend, Kinderhandschriften unter den Türmen, ungenau, orthographisch fragwürdig, aber – man sieht es den Bögen an: die Kinder waren rege bei der Sache. Das macht ihm Freude, dem Pfarrer Jacobi: Mit den Kindern von der Grundschule zusammenzuarbeiten, vorher hat er Gymnasiasten unterrichtet. Jetzt die Jüngsten also. Das ist so seine Welt. Wie er einem da so gegenüber sitzt, ja, so stellt man sich einen protestantischen Pfarrer vor.

Na gut, den Talar noch und die Beffchen.... Mehr noch aber macht diesen jungen Pfarrer die Herzenswärme aus, die er ausstrahlt, die trotz der jungen Jahre immense Klugheit, die hinter der kleinen runden Brille aus den Augen schaut, das Zuhörenkönnen. Man sitzt ihm gegenüber und man könnte losplaudern, über Gott und die Welt und alles andere, stundenlang. Doch wenn dann er ins Erzählen kommt, flüssig und eloquent und Stilsicher, ohne Ähs und Ahs, dann hört man selbst gerne zu. Man ist fasziniert und neugierig auf seine Predigten. Die Zeit in der Politik war dem Pfarramt sehr dienlich, erklärt er lachend. Da lernt man das Reden.

Momentan bereitet er sich auf das Gedenken am 9. November, dem 70. Jahrestag der Reichspogromnacht vor, das er gemeinsam mit der jüdischen Gemeinde abhalten will. Im Dom wird man gemeinsam mit den Juden einen Gottesdienst feiern, man wird die Erinnerung an die schrecklichen Geschehnisse im Jahre 1938 zusammen schultern, den Tag Hand in Hand verbringen. Einem solch erschütternden Anlass ins Auge zu sehen, ist auch für einen jungen Gottesmann nicht leicht, doch „...mit meinem Gott werde ich über die Mauer springen!“ Und zwar über jede!

## Jörg Haiders letzte Fahrt

**ein Landeshauptmann rast besoffen in den Tod -  
und hoffentlich nicht in die Unsterblichkeit**

B. St. Fjollfross

„Wenn die Soldaten durch die Stadt marschieren, öffnen die Mädels die Fenster und die Türen – hei-di, hei-du, hei-di, Haider...“. So sang einst die marschierende Deutsche Wehrmacht auf ihrem zerstörerischen Weg durch Europa. Ihre Mission war die Unterwerfung des Kontinents unter die Knute des deutschen Nationalsozialismus. Man weiß, der Irrsinn ging gründlich schief. Das heißt aber nicht, dass sich nun alle Menschen als Vertreter einer „vernunftbegabten Spezies“ vom nationalsozialistischen Wahn verabschiedet hätten.

Denn dieses würde ja bedeuten, dass der Nackte Affe wirklich ein lernfähiges Vieh wäre. Nein – das nun denn doch nicht. Da gibt es beispielsweise ein Land in der Mitte Europas, das sich viele Jahrzehnte als eines der prominentesten Opfer des deutschen Nationalsozialismus definierte – Österreich! Als die Wehrmacht in die Alpenrepublik einmarschierte, wurde sie als „Ostmark“ dem Altreich angeschlossen. Der Führer verkündete dies stolz vom Wiener Opernplatz. „Tja, wir wurden halt gezwungen mitzumachen...“, verkündeten die Österreicher fortan.

Und man glaubte ihnen. Österreich bekam in den Fünfziger Jahren seinen Friedensvertrag, das unbombardiert gebliebene Wien verlor seinen Viersektorenstatus, der Berlin bis ins Jahr 1990 erhalten blieb. Das aber zeitigte ein merkwürdiges Phänomen: Während Ostberlin fest in antifaschistisch

verordneter Hand war, zog Westberlin Pazifisten, Wehrdienstverweigerer, Kommunarden, Alternative und Revoluzzer magisch an. Für Nazis ein ganz schlechter Mutterboden. Den Österreichern aber attestierte schon in den sechziger Jahren eine Anekdote einen unseligen Hang zur „guten, alten, braunen Zeit“, die davon berichtet, dass junge Filmkomparnen in SS-Uniformen von einem geschockten, zufälligen Beobachter der Dreharbeiten als ehemals wirkliche Mitglieder der mörderischen Eliteorganisation identifiziert wurden. Trotzdem, man mochte es noch immer nicht so recht glauben.

Das habsburgische Vielvölkerreich, das doch über Jahrhunderte der friedlichen Devise: Tu felix Austria nube! folgte, sollte unter der Oberfläche radikal und seine Mitmenschen verachtend brodeln? Vielleicht gerade deshalb. Denn immerhin hatte das habsburgische Imperium nie im Sinn, die einverlebten Völker auch zu integrieren. Es ging lediglich um die Ausbeutung menschlicher und ökonomischer Ressourcen und eine territoriale Gewichtung im europäischen Spiel der Mächte. Die unterjochten Völker waren das, was sie seit jeher für dumme Unterjocher sind: der letzte Dreck – und das auch noch Zweiter Klasse.

Die Unterjochten aber gedachten in ihrer Ohnmacht das Potential Wiens wenigstens in dem ihnen möglichen, bescheidenen Maße zu nutzen und strömten in die Hauptstadt des k. u. k. Glanzes. Das aber wollte den Eingesessenen so gar nicht recht passen. Und so blühte auf den Almen der Alpen bald nicht nur der Enzian, sondern auch der dumpfe Fremdenhass.

Wer hätte diesen kompetenter transportieren können, als die Rechtspopulisten, oder wollen wir sie „angepasste Neonazis“ nennen? Der Haider Jörg war so einer. Er neigte sein Ohr der geistig retardierten Bevölkerung zu und hörte sich willig an, was man sonst nur unter vorgehaltener Hand zu tuscheln wagte. Es war halt nicht fein und gern gehört in der Welt. Zu schlimm war das für andere Völker, was man mit den Juden angestellt hatte. Und wenn man sich auch nach wie vor im Recht wähnte, so erkannte man doch das Faktum an, dass der Rest der Welt eben anders dachte und sein Denken auch mit dem entsprechenden wirtschaftlichen und militärischen Auftreten zu untermauern verstand. Aber der Haider Jörg, der traute sich. Das war ein Mannsbild! Hinter dessen Fähnlein konnte man sich schon versammeln. Wir können auch getrost von „zusammen rotten“ sprechen.

Wie dem auch sei. Jetzt ist das propere Mannsbild und mittlerweile zum Kärntner Landeshauptmann avancierte Haider Jörg überraschend zum ewigen Reichsparteitag aberufen worden. Ein wenig hatte er dieser Delegation allerdings nachgeholfen. Als zum Vorbild verpflichteter Landesvater fuhr er stockbesoffen mit 1,8 Promille im Turm wie der Wilde Jäger (142km/h bei erlaubten 70km/h) über die Chausseen seines Heimatlandes.

Dessen Gesetze mochte er glauben biegen zu können, bei denen Naturgesetzen versagte auch die scheinbare Allmacht des Kärntner Landeshauptmanns. Denn der Vater aller Naturgesetze, der österreichische Herrgott, bewies, dass Katholizismus eben nicht unbedingt in die Nähe zum Nationalsozialismus zu rücken ist, wie man das ja aus der Geschichte des Nachbarlandes Slowakei abzulesen geeignet ist.

Er setzte dem Spuk abrupt ein Ende. Na ja, nicht so richtig: Es schien gar so, als flackerte dieser Spuk gerade mit dem Tod des Mannes erst noch einmal richtig auf, um dessen Namen es international wieder ruhiger geworden war. Wie sie zum Sarge wuselten, die heulenden und flennenden Österreicher! Das stimmte bedenklich. Hier trat das braune Magma an die Oberfläche.

Selbst der sozialdemokratische Bundeskanzler der Alpenrepublik, Herr Alfred Gusenbauer, hielt sich bei der Trauerrede vornehm zurück. Das war wohl nicht nur einer Pietät dem Toten gegenüber geschuldet, sondern vor allem der knurrenden Menge, die bei kritischeren Tönen erst auf dem Platz, dann an den Wahlurnen wütend explodiert wäre. Wir stutzen: Undenkbar, dass deutsche Sozialdemokraten, schon in Dachau, Buchenwald und Sachsenhausen einsitzend, eine Gedenkrede zu Gunsten des toten Röhm gehalten hätten – was für eine bemerkenswerte Persönlichkeit usw. Oder etwa doch nicht...? Ist die alte Arbeiterverräter-Tante SPD bzw. SPÖ schon so senil, dass sie dem Todfeind Elogien hinterherklampft?

Wie fantasiert die jaulende, Herrn Dr. Haider ins Grab geleitende Menge aber ist, lässt sich daran ablesen, dass sie sogar das letzte Lichtbild ignoriert, das von Haider eine Stunde vor seinem finalen Unfall aufgenommen wurde: in einer bekannten Schwulenbar. Und das, wo dieselben Heuler und Flenner in bester christlich-katholisch-konservativer Manier am liebsten jede Schwuchtel stantepede und ohne viel Larifari auf den Scheiterhaufen schicken würden. Wenn's aber um ihren angebräunten Messias geht, dann wird ein solches Verhalten schon mal kollektiv ausgeblendet. So san's, die Ösis! Aber leider nicht nur die. So sind sie überall. Und das ist das Schlimme!

Man sagt, Haiders Partei wäre der Verlust ihres Frontmannes stark geschwächt. Gott geb's! Vielleicht blenden die Ewiggestrigen endlich mal nicht den Sachverhalt aus, dass das Regime des Nationalsozialismus eine Regierung der Arbeitslosen durch die Arbeitsscheuen war, wie das mal ein kluger Kopf formulierte. Die konnten sich nur eine gewisse Zeit mit nie da gewesenem Raub, Mord und Totschlag über Wasser halten. Mit gnadenloser Sklavenhalterei. Das musste zum Teufel gehen! Wer das zurückseht, ist wirr im Kopf oder nie richtig erwachsen geworden. Oder beides. Na, Österreich, Ostmark, Kärnten...?

## Johannes Lehdorf

### Mann des Glaubens, Mann der Tat

Michael L. Hübner

Wenn in der christlichen Religion von Wundern die Rede ist, so denkt man gemeinhin an Blinde, die plötzlich wieder sehen, Lahme die auf einmal wieder gehen können. Die Heilige Elisabeth von Thüringen hatte wunderbarer Weise Rosen in ihrem Korbe statt der verbotenen Brote für die Armenspeisung, der Heilige Benno von Meißen marschierte einst stracks über die Elbe und ließ Frösche verstummen, weil sie ihn im Gebet störten. Die geschändeten Hostien zu Wilsnack bluteten – Wunder über Wunder. Wir können sie glauben oder es bleiben lassen. Eines aber, das spielt sich direkt vor unseren Augen ab, in unserer Heimatstadt Brandenburg an der Havel, das lässt sich nicht bezweifeln, das kann man nicht wegreden: Da baut sich ein tüchtiger Unternehmer über Jahrzehnte hinweg eine Firma auf, führt sie zum Erfolg, verkauft sie in seinem 70. Lebensjahr. Das Geld könnte seine Alterssicherung sein, eine Weltreise wäre drin, ein großes Automobil. Wofür entscheidet er sich nun? Für einen Hort! Ja, Sie lesen richtig. Er entscheidet sich für Kinder. Fremde Kinder. Brandenburger



Kinder, die einen Hortplatz benötigen. Er übereignet das Geld einer Stiftung, kauft ein Haus, baut es in Rekordzeit um. Niemand glaubt an den Erfolg dieser aberwitzigen Vision. Er aber glaubt an seinen Gott und an seine Gemeinde – und vor allem glaubt er an sich selbst, und alle drei zusammen, Gott, evangelisch-freikirchliche Gemeinde und der Christ Johannes Lehndorf stemmen das Projekt. Sie reden nicht, sie missionieren nicht, sie packen es einfach an! Und die Alterssicherung? „Ach was, Gott hat mich so reich beschenkt in meinem Leben, er wird auch weiter für mich sorgen...!“ Das ist keine Phrase, das klingt nicht pathetisch – für den Christen Johannes Lehndorf ist das ganz normal. Für uns, die wir in einer täglich mehr vereisenden Ellenbogengesellschaft leben, in der es nur noch heißt: ich, ich, ich – für uns ist eine solche Einstellung ein wahres Wunder!

1937 ist er in Brandenburg geboren. Mutter und Sohn blieb nicht viel Zeit für einander: Die junge Frau starb bei der Niederkunft. Johannes aber ging hier zur Schule und gerne hätte er das Abitur abgelegt. Die junge deutsche Arbeiter- und Bauernmacht aber, die angetreten war, die Welt zu verbessern, kehrte die verhassten Verhältnisse einfach nur um und verwehrte ihrerseits auch klugen Köpfen die Wege zu höherer Bildung, wenn die Eltern der Kinder Selbständige, Mittelständler oder Intellektuelle waren. „Fleischer kannst du werden, oder Textilkaufmann!“ „Na, dann lieber Textilkaufmann“, sagte der junge Lehndorf und für einige wenige Jahre arbeitete er auch in diesem Beruf. Das füllte ihn alles nicht so recht aus. Fernstudium, Diplomingenieur-Ökonom, Anwendungstechniker im Bereich Lacke und Farben, ein DDR-weit gefragter Spezialist auf diesem Gebiete, und schließlich Restaurator für Möbel und Oberflächen.

1989, noch vor der politischen Wende, macht er sich selbständig. Später, nach der Wiedervereinigung, gründet er eine Gesellschaft bürgerlichen Rechts, eine GbR, volle persönliche Haftung, ohne Netz und doppelten Boden. Parkette, Fenster, Türen - was soll schon passieren, sein Gott ist doch mit ihm. Und richtig! Was er erfasst, der Johannes Lehndorf, das hat Erfolg, das bringt Geld ein. Doch das ist für ihn nicht so interessant. Das steht nicht an erster Stelle. Wichtig sind ihm seine Mitmenschen. Für diese hat ein Christ Verantwortung. Für die, die nicht so stark sind, nicht so agil, nicht so gesegnet. An diese denkt der Unternehmer Johannes Lehndorf, die lässt er nicht zurück. Und vor allem die Kinder!

Lassen wir ihn selbst zu Wort kommen: „Kinder sind ein großer Schatz, der größte Schatz, den eine Familie, eine Gemeinde, eine Stadt oder ein ganze Nation hat. Hierin zu investieren mit Werten lohnt sich immer. Als Christ und Vater von vier Kindern und Großvater von zwölf Enkelkindern möchte ich dazu beitragen, dass christliche Werte vorgelebt und vermittelt werden. Ich habe durch meinen Glauben und persönliche Beziehung zu Gott und Jesus Christus Halt und Geborgenheit sowie Hoffnung und Zuversicht und konkrete Hilfe in schwierigen Situationen erfahren.“

Für alles Gute und den Segen in meinem Leben möchte ich ein Zeichen des Dankes setzen. Hierbei erfahre ich eine große Unterstützung durch die Mitglieder der Gemeinde.“ Hört sich großartig an? Sie können es glauben: Jedes dieser Worte hat sich in einen Stein des neuen Hortes verwandelt. Jedes einzelne Wort gibt einem Kind der Stadt Brandenburg einen Platz zum Lernen und zum Spielen, einen Hort, einen Platz der Geborgenheit. 520 qm Nutzfläche im Häuserkomplex auf dem Mühlendamms, 800 qm Platz im Garten.

Für 50 Kinder konzipiert kann das Haus im Bedarfsfall bis zu 75 Kinder aufnehmen und außerschulisch betreuen. Keine großen Willenserklärungen, Begründungen, kein Palaver – die Kinder brauchen einen Platz, sie brauchen ihn zum Beginn des neuen Schuljahres und Johannes Lehndorf,

seine Gemeinde und ihr Gott sorgen dafür, dass die Kinder diesen Platz bekommen. „Arche Domlinden“ heißt das Haus und wenn es nach dem Willen der Gemeinde gegangen wäre, dann hätte das Gebäude auch an die Form von Noahs Schiff erinnert.

Da wäre gut und gerne Potential zu einem architektonischen Highlight der Havelstadt drin gewesen, ein Blickfänger, aber so liberal ist das deutsche Baurecht nun auch wieder nicht. Ja, wenn Hundertwasser den Entwurf eingereicht hätte... Macht nichts, ist auch nicht so dramatisch. Die Kinder müssen ihren Hort haben, das ist das Einzige was zählt für den Johannes Lehndorf und seine Gemeinde.

Und da knien sie sich rein, da geben sie was sie geben können, still, bescheiden, mit einem Lächeln im Herzen und auf den Lippen. „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht“, verkündet die Jesusfigur vom Südportal der Gotthardtkirche und Luther setzt noch einen drauf: „Wenn du ein Kind siehst, begegnest du Gott auf frischer Tat.“ Das ist es, was Johannes Lehndorf und seine Gemeinde glauben. Nicht die Kinder sich selbst, dem Fernseher und der Playstation überlassen! Sich mit ihnen beschäftigen, ihnen Werte vermitteln, ihre heranwachsenden Seelen mit Inhalten füllen, die sie stark machen und gut und fähig und die sie später zu geachteten Persönlichkeiten werden lassen. „Wenn man Kinder in ihren frühen Tagen vernachlässigt, das kann man bei den Jugendlichen dann kaum noch korrigieren.“ Und alle können sie in diesen Hort kommen, wenn sie wollen: Christen, Atheisten, Muslime, Juden, Heiden – ganz egal. Hauptsache, man achtet den Anderen.

Gertragen von diesem Glauben haben sie das große unternehmerische Wagnis geschultert, der Johannes Lehndorf und seine Gemeinde. Eine halbe Million müssen sie noch zusammenkriegen. Irgendwie. Eine halbe Million?! „Na klar, wird schon, keine Frage...“ Da ist es wieder, dieses stille Lächeln, dieses unendliche Gottvertrauen und das Wissen um die eigene Kraft und Stärke. Mit über siebzig Jahren, die man ihm weder ansieht noch zutraut, hat der Mann noch einmal eine Firma gegründet in Waltersdorf bei Schönefeld, in einem Alter, wo andere nur noch das Leben „genießen“ wollen. Aber er genießt es ja, der Johannes Lehndorf. Er sieht „seinen Hort“ und denkt an die Kinder, die das Leben in dieses Gemäuer hineinragen und es erfüllen werden mit ihrem Lachen und er ist glücklich. Sie sind schon ein prima Team, ein starkes Gespann, der Johannes Lehndorf, seine Gemeinde und ihr gemeinsamer Vater im Himmel!

## Josef spricht Klartext

### die Äußerungen des Deutsche-Bank-Chefs Josef Ackermann

Don M. Barbagrigia

Der Chef der Deutschen Börse, Josef Ackermann, erklärte angesichts des staatlichen Maßnahmenpaketes zur Rettung Krisengeschüttelter Banken, er würde sich schämen darauf zurückzugreifen. Volk, Politiker und Bankmanager-Kollegen regen sich nun kollektiv auf und züngeln und gifteln auf den Bankkapitän.

Nu lasst doch mal den Mann zufrieden! Er spricht geradeheraus. Endlich mal jemand, der nicht auf die unerträgliche Art herumeiert und -seiert, mit der uns die hiesigen Politiker seit Jahrzehnten zuduseln. Daran hat sich der Dumme Michel schon so schön gewöhnt, an diese hohlen, unverbindlichen, nichts- und allsagenden Sprechblasen. Er aber, der smarte Josef, er gibt

dem eiskalten Kapital eine glasklare Stimme. Und das ist gut. Denn er könnte die Augen öffnen, wie es wirklich langgeht auf den Börsenbrettern und in den Chefetagen, in denen unser aller Schicksal entschieden wird. Er ist ein arroganter Hund. Na und! Er ist genau der würdige Vertreter seines Metiers. Wir haben keinen Bedarf an eiskalten Raffkes, die den lieben, guten Onkel mimen, sobald eine Kamera auftaucht. Wir wollen wissen, mit wem wir es zu tun haben. Wollen wir? Nein, der Michel will es nicht! Er will noch ein Gute-Nacht-Märchen vorgelesen bekommen, wenn er bereits in siedendem Öl gesotten und ihm bei lebendigem Leibe die Haut abgezogen wird. Deshalb keift er jetzt über den smarten Josef, anstatt ihm dankbar zu sein. Quintessenz: Nicht Josef Ackermann hat den geringsten Grund sich zu schämen – der doofe Michel hat es und alle seine schönrednerischen Apologeten, die es besser wissen müssten und trotzdem dem großen Lümmel aus opportunistischen Gründen nach dem Munde reden. Aber die tun es nicht. Die einen, weil sie dazu zu dumm, die anderen, weil sie dazu zu schlau sind. Josef, wir sind deine Fans – auch, wenn dir das scheißegal ist.

---

## Klaus Büstrin im Porträt

Klaus Büstrin

Michael L. Hübner

Kultur ist das Lebenselixier, das Blut einer Zivilisation. Sie gehört zu den wenigen Dingen, die den Menschen über seine Mitgeschöpfe herausragen lassen. Sie ist der Kitt einer Gesellschaft, denn ohne die farbigen Bereicherungen der Kultur wird das Leben fad, monoton und dröge. Einer, der diese tiefe Wahrheit ebenso tief verinnerlicht hat, ein eifriger Arbeiter im Weingarten der brandenburgischen Kultur, das ist Klaus Büstrin. 64 Jahre ist es her, dass Klaus Büstrin in Bornstedt geboren wurde. Bornstedt, das Krongut, nah an Potsdam, aber eben mehr als nur ein Vorort Potsdams. Nur mal eben über die Hügel – und schon ist man in Sanssouci, im Herzen Brandenburg-Preußens. Dieses Krongut Bornstedt, dem jungen Büstrin war es die Heimat, die ihn prägte, die er gemeinsam mit seinem Kumpel und Schulbankkameraden Wolfgang Joop erkundete. Dann aber schickte sich Joop an, zum internationalen Modezaren zu avancieren und Büstrin zog es nach Dresden. Von der Residenz des soeben untergegangenen Preußens führte die Reise in die nonchalante, in die bezaubernde Residenz des goldenen Sachsens. Nun ja, beide Städte hatten ihren Charme im Bombenhagel des letzten Krieges erheblich eingebüßt. Die Bilder glichen sich: Ruinen, Abriss, Wiederaufbau. So etwas prägt. Aber etwas anderes prägte den jungen Büstrin vielleicht noch weitaus mehr, nämlich, dass die Menschen trotz allen Kampfes ums Überleben auf die Kultur nicht verzichten wollten; dass sie ihnen beinahe so wichtig war, wie das tägliche Brot. Doch vorerst besuchte er die Musikhochschule, studierte Musikwissenschaften, nahm dann eine Musikjournalistenstelle bei der Zeitung „Die Union“ an. Eine große Zeitung war das, die zweitgrößte der sächsischen Landeshauptstadt.

Hier profilierte er sich. Besuchte alle Aufführungen, deren er habhaft werden konnte, schrieb sich die Finger wund. „Es ist ein Privileg, Kulturjournalist zu sein“, freut er sich. „Was man alles zu sehen bekommt...“ Büstrin nahm auch alles mit: Kreuzchor und Semperoper – Eintrittskarten hatten Valutacharakter – für Büstrin standen ihre Pforten weit offen. Später, in den Achtzigern, kam er zurück nach Potsdam. Heimat bleibt eben Heimat! Die Schwestergazette, die Märkische Union, ließ ihn nunmehr für sich schreiben. Er betreute die Kulturredaktion. Bis die Wende kam. Für das anspruchsvolle Blatt bedeutete sie wie für viele andere das Aus. Nicht so für Klaus Büstrin. Längst hatte er sich einen Namen gemacht. Auf den wollten die Potsdamer Neuesten Nachrichten nicht verzichten. Nun ist er Chef ihres Kulturressorts.



Das aber füllte den Mann und Journalisten Klaus Büstrin nie so recht aus. Da war noch mehr... Er wollte schließlich nicht nur über Kultur berichten, nein, er wollte auch ganz aktiv und in eigener Person Kultur schaffen. Zu DDR-Zeiten fanden seine Ideen keine Förderung. Mit der Wende sollte sich das ändern. Er, der schon als Schuljunge großes Gefallen am Rezitieren von Gedichten und Balladen, am Vortragen und Deklamieren gefunden hatte, wollte mit seiner Kunst auch anderen eine Freude machen. So entwickelte er im Jahre 2000 zusammen mit Renate Bormann von der Potsdamer Urania das Format „Im Garten Vorgelesen“, das seither 16mal im Jahr in der Landeshauptstadt zur Aufführung kommt und bis zu 250 Besucher pro Lesung anzieht.

Ganz so viel sind es in Brandenburg an der Havel zwar nicht – hierhin wurde die Lesereihe mit großem Erfolg „exportiert“ – dennoch, eine Sommersaison ohne das Brandenburger „In Gärten gelesen“ ist kaum noch vorstellbar. Und so ging Büstrins Ruf mittlerweile weit über die brandenburgischen Landesgrenzen hinaus. Mit Iris Berben stand er schon gemeinsam auf der Bühne, mit Rita Feldmeier und mit Hans-Jochen Röhrig. Doch: Heimat bleibt eben Heimat. Und so besucht Büstrin auch immer wieder das Brandenburger Theater. Mit dem Zug kommt er herüber in die Domstadt – ein Automobil besitzt er ebenso wenig wie ein Mobiltelefon – und er freut sich über dieses Theater. Er ist ihm treu, seit er auf dieser Bühne mit 17 Jahren einst Puccinis Madame Butterfly gesehen hatte.

Beinahe keine Operaufführung hat er verpasst und kaum eine Schauspielinszenierung. Er kennt sie alle die dort arbeiten und ärgert sich, dass das Haus kein festes Schauspiel- und Musiktheaterensemble mehr hat. Ein Haus mit solchem Potential, mit solchen Mitarbeitern – ein Musentempel – ohne Ensemble... Aber er jammert nicht. Wo er kann, da packt er tatkräftig helfend mit an um der Kultur auch in diesem Hause weiterhin eine würdige Heimstatt zu sichern.

Die Brandenburger wissen dies. Sie wissen, was sie an ihrem Potsdamer Büstrin haben und deshalb hieß es am Freitag in St. Pauli: Der 7. Brandenburger Theaterpreis 2008 geht an... Klaus Büstrin! Applaus! Applaus für einen hervorragenden Vertreter der brandenburgischen journalistischen Zunft! Applaus für einen schaffenskräftigen Mann der Kultur! Applaus für Klaus Büstrin!

## König Davids Enkel

### Michael D. Kröner - ein deutscher Jude in Brandenburg

Michael L. Hübner

Als Oberbürgermeister Dr. Sievers seiner Gauleitung am 13.4.1942 die Stadt Brandenburg an der Havel „judenfrei“ meldete, hatte der nationalsozialistische Vernichtungswahn die letzten Mitglieder der jüdischen Gemeinde der Havelstadt um ihre Heimat gebracht. Doch schon kurz nach dem Kriege stellte sich heraus, dass das deutsche und europäische Judentum zwar einen grauenhaften Blutzoll entrichtet hatte, dass es aber, wie schon so oft in der Geschichte, wieder einmal seine Peiniger überlebt hatte. Alle, die sich in den drei vergangenen Jahrtausenden am Judentum vergingen, Ägypter, Babylonier, Assyrer, Perser, Römer und Nazis, verschwanden wieder. Das jüdische Volk aber, das der Hirtenjunge und spätere König David aus einem Haufen bettelarmer Wüstennomaden zu einer Nation zusammengeschmiedet hatte, behauptete tapfer seine Existenz und bewahrte seine Identität. Die Länder, in denen die Juden sich seit ihrer letzten großen Vertreibung aus dem Gelobten Land durch die römischen Legionen ansiedelten, erfuhren allesamt durch sie eine große kulturelle und wissenschaftliche Bereicherung. Gelohnt wurde es den Juden oft übel. Doch selbst in Deutschland, dem Land, das ihnen in ihrer ganzen Geschichte am feindseligsten entgegengetreten war, hielten sie fest an der Heimat, die auch immer die ihrige war.

Als Michael D. Kröner 1961 im Alter von 10 Jahren mit seinem Vater aus Westberlin nach Brandenburg übersiedelte, da gab es noch den alten Herrn Kiwi, den letzten Überlebenden der alten Gemeinde. Herr Kiwi aber starb und so war Michael Daniel Kröner über Jahrzehnte der einzige halachische Jude der Stadt und des Landes Brandenburg. Die Halacha besagt, dass jemand zum Judentum gehört, wenn er oder sie von einer jüdischen Mutter geboren wurde. Michaels Mutter und Großmutter waren Jüdinnen. Der Großvater starb in Auschwitz. Es gibt Briefe des Großvaters aus dem fürchterlichsten Vernichtungslager aller Zeiten. All das Grauen, das diesem Volk unverschuldet angetan wurde, atmen die vergilbten Blätter aus.

Der Enkel aber, Michael Daniel Kröner, war in Brandenburg das sichtbare Zeichen dafür, dass das jüdische Volk auch diese schwerste aller Prüfungen überstanden hatte. Die junge DDR scherte sich nicht sonderlich darum. Für sie waren alle Insassen eines KZ unterschiedslos Antifaschisten. Den latenten und unterschwelligem Antisemitismus, der sich im Arbeiter- und Bauernstaat erhalten konnte, bemäntelten die Genossen mit ihren Hasstiraden gegen den israelischen Zionismus. Den kleinen Michael Daniel Kröner jedoch ließ man zufrieden. Ein Jude – was macht das schon? Viele wussten es, keinen interessierte es. Als der in Berlin-Pankow geborene und in Moabit aufgewachsene junge Rebell 1976 gegen die Ausbürgerung Biermanns öffentlich Stellung bezog und mit einem Plakat um den Hals im Foyer der Zentralpoliklinik protestierte, dauerte es keine Viertelstunde, da wurde wieder ein deutscher Jude von Mitarbeitern einer deutschen Geheimpolizei verhaftet. Nein – diesmal um seines Judentums willen – wie gesagt, das interessierte niemanden. Staatsfeindliche Hetze warf man ihm vor.

Weil er sich aber in Anbetracht seiner Frau und der beiden kleinen Kinder reumütig zeigte, verurteilte man den U-Häftling des berühmten Potsdamer „Lindenhotels“ Kröner in nichtöffentlicher Verhandlung „nur“ zu zweieinhalb Jahren Gefängnis auf Bewährung. Er war gewarnt. Die kommunistischen Funktionäre ließen keinen Zweifel daran, wie ernst ihnen die Geschichte war. So kam der junge Kröner zurück in seine Heimatstadt, schloss Frau und Kinder in die Arme, zog den Ausreiseartrag zurück und



erarbeitete sich sein täglich Brot als Hausmeister und Straßenbahnfahrer. Offiziell trug man ihm die Sache nicht weiter nach. Immerhin hatte er den Luftstreitkräften der DDR drei Jahre lang als Flugzeugwart gedient und war nie in seinem Leben straffällig geworden. Sogar eine bescheidene Karriere ließ man ihn machen: Bei einem städtischen Dienstleister hatte er Bootsmotore und Kinderwagen repariert, bei Paul Filipksi war er als Fahrradmechaniker, seinen Industriemeister für Maschinen und Anlageninstandhaltung durfte er machen, beim VEB Folienerzeugnisse, der alten Feinjute, hat er es gar bis zum Transportleiter gebracht. „Nachwuchskader“ nannten das die Genossen.

Er leitete eine Brigade, wurde Obermeister und ging dann für zwei Jahre „an die Trasse“. Das war sicher ein Privileg, um das ihn viele beneideten. Doch in der Ukraine, wo er arbeitete, lernte er Antisemitismus pur kennen. Eine bittere Erfahrung – umso unverständlicher, als die Ukrainer ja ebenfalls zu den Völkern gehörten, die am schlimmsten unter dem deutschen Faschismus gelitten hatten. Zurückgekehrt übernahm er bei den „Technischen Gasen“ die Stelle eines Allgemeinen Verwalters – einen Posten, der mit der politischen Wende von 1989 ersatzlos wegfiel. Und so sattelte er noch einmal um, wurde Außendienstler und vertritt seither gegenüber kommerziellen Abnehmern chemische Produkte. Und als 1997/98 die ersten Juden aus den Tiefen der ehemaligen Sowjetunion nach Brandenburg an der Havel kamen und sich anschickten, eine neue jüdische Gemeinde aufzubauen? „Da war ich neugierig! Das habe ich erst einmal beobachtet. Aber gefreut hat es mich sehr“, sagt Kröner. „Immerhin hoffte ich dort eine geistige Heimat zu finden. Musste ich doch bis dahin nach Berlin in die Synagoge in der Rykestraße fahren, wenn ich andere Juden treffen wollte.“ Anfänglich ließen sich die Dinge auch gut an. Zum stellvertretenden Vorsitzenden der jüdischen Gemeinde wurde Kröner gewählt.

Doch die Sprachbarriere und das sich zunehmend eintrübende Verhältnis zum Vorsitzenden führten dazu, dass sich Kröner nach zwei Jahren aus der Vorstandsarbeit zurückzog. Wenn sich die jüdische Gemeinde heutigentags über zuwenig Aufmerksamkeit von Seiten der Stadt beklagt, resigniert Kröner: „Und wieviel Aufmerksamkeit widmen sie mir – ihrem Gemeindeglied? Ich möchte wie jeder andere auch meinen Gemeindebeitrag auf das Gemeindekonto überweisen – nicht einmal die Kontonummer bekomme ich zu erfahren.“ Diese Entwicklung bedauert Kröner zutiefst. So sehr wäre er daran interessiert, die Gemeinde zu einem pulsierenden und lebendigen Bestandteil des kommunalen Lebens aufzubauen, an die Zeit vor den Nationalsozialisten anzuknüpfen, als Gemeindeglieder zu den Honoratioren zählten und einer es sogar bis zum Ehrenbürger brachte.

Er würde sich wünschen, dass die Gemeindeglieder, unter ihnen viele hochqualifizierte und kluge Leute, verstärkt deutsch lernen, um sich intensiver

in ihre neue Heimat einbringen zu können. So unbefriedigend für viele die Situation sein muss, trotz hoher Abschlüsse, die ihnen in Deutschland selten adäquat anerkannt werden, von Sozialleistungen leben zu müssen, dürfe man nicht in Resignation und Rückzug verharren. Deshalb unterstützt Kröner auch das jüngste Projekt der Sozialbeigeordneten, das sich im Rahmen der „Sozialen Stadt“ mit dem Leben und den Wünschen der jüdischen Neubürger befasst. Dabei lässt er sich, wie er es nie anders handhabte, auch nicht von Widrigkeiten entmutigen. Sein zweiter Name Daniel, der ihm anlässlich seiner Beschneidung verliehen wurde, bedeutet: „Gott ist mein Richter!“ Und dieser Gott wird anders über Michael Daniel Kröner richten als einst die Kommunisten. Er wird sicher sagen: „Dieser jüdische Mann hat den Bund gehalten, den ich einst mit seinem Volke einging. Dieser Michael D. Kröner wurde für aufrecht und für gut befunden!“

## Krieg im Kaukasus

### über den neuesten Konflikt der friedliebenden Völker der ehemaligen Sowjetunion

Kotofeij K. Bajun

Der russische Bär tobt mit seinen Panzern und Kampfhubschraubern wieder einmal durch den Süden seiner Heimat. Streng genommen gehören die betroffenen Gebiete gar nicht mehr ihm, aber das stört ihn auch nicht weiter. Im Angesicht der Kriegsleiden, welche die eh schon bettelarmen kaukasischen Völkern durchzustehen haben, graust es einem. Das ist nicht die Rote Armee Leo Trotzkijs, die ihren Terror wenigstens noch mit der Befreiung sowjetischer Erde von reaktionären Invasionstruppen oder von weißem Terror begründen konnte. Das ist nicht die Rote Armee, die heldenmütig den grausamsten Feind in der Geschichte Russlands, die faschistische Wehrmacht nämlich, unter unendlichen Opfern aus dem Lande prügelte. Und das selbst gegen die verbrecherische Dämlichkeit des Vaters der internationalen Arbeiterklasse, Josef Wissarionowitsch Tschugaschwili, genannt Stalin. Was hier die Dörfer und Städte Georgiens platt walzt, das ist eine imperialistische Armee auf einem Raubzug. Es geht um geostrategische Erwägungen, es geht um das Öl des Kaspisees, es geht um die Bodenschätze des Kaukasus. Alles das war kein Thema, als sich das sowjetische Imperium noch fest im Würgegriff des Moskauer Kremls befand. Da bekamen die Jungen Pioniere in der DDR eine Fibel in die Hand gedrückt, in der alle Völkernschaften der Sowjetunion munter und einträchtig miteinander tanzten. Vertreten wurden sie durch hübsche junge, hoch gewachsene Frauen in der jeweiligen nationalen Tracht. Ach, diese friedliebenden Völker der Sowjetunion! Und wie schön einfallslos ihre nationalen Fahnen waren!

Alle unter dem roten Banner mit Hammer und Sichel vereint in einer Art sozialistischer Corporate Identity. Natürlich war diese unsägliche Propaganda – verzeihen Sie das harsche Wort – gequirlte Scheiße! Moskau hatte die armen Teufel im Süden und Osten überrannt, die teilweise noch auf den Niveau lebten, auf dem sie von der Goldenen Horde und dem Lahmen Timur verlassen worden waren. Diese armen Schlucker lebten so jämmerlich, dass sie selbst einer zerlumpten Horde wie der Roten Armee nicht viel entgegenzusetzen hatten. Ein paar Opportunisten ließen sich dann in Moskau schulen und als Statthalter einsetzen. Sie lieferten dann die wenigen Schätze und die vielen Rohstoffe ihrer Völker brav in Moskau ab und setzten im Gegenzuge durch, dass die Kinder in den Schulen nur noch Russisch sprachen. Dann passierte das Unvermeidliche, was kein Despot dieser Welt nicht einmal nach 5.000 Jahren Zivilisationsgeschichte wahr haben will: Das auf pure Gewalt gegründete Riesenreich kollabierte und alle unterjochten

Völker stoben auf und davon, soweit sie konnten. Die Balten jagten zurück nach Europa, wo sie hingehören und die Völker des Südens richteten ihre gewohnten Kalifate wieder ein. Nur eben mit dem Unterschied, dass die Kalifen mehrheitlich aus dem Abschaum bestehen, den die Kommunisten früher nach oben gespült hatten. Und die wollen jetzt die Petrodollars in ihren eigenen Zelten bunkern und nichts mehr nach Moskau abliefern. „Aber, aber“, brummt da verstimmt das Kreml-Bärchen, „so geht das nicht. Ob das Ganze Sowjetunion heißt oder nicht, ist mir scheißegal. Hauptsache der Rubel rollt und das Erdöl fließt. Und zwar alles wie gehabt. Nennt das Ganze „GUS“ oder wie auch immer. Aber liefert!“ Genau diese Attitüde aber ist bei so manchem regionalen Häuptling scheinbar noch nicht angekommen. Diese glauben sich nicht nur aus der Sowjetunion, sondern auch gleich noch aus deren Nachfolgestatten auskoppeln zu können. Die Ebene der unumschränkten Souveränität sollte erst bei ihnen greifen. Und da freuen sie sich, dass sie beim Kreml Wohlwollen ernten.

Was sie dabei nicht beachten, ist, dass das Bärchen einfach mal sagt: Der Feind meines Feindes ist mein Freund. Aber nur solange, bis der große Feind am Boden liegt. Glauben beispielsweise die Osseten wirklich, Moskau ließe ihnen außerhalb Georgiens auch nur einen Hauch an Souveränität? Sie sehen es doch an den Jakuten und Sibirjaken: großzügig lässt Moskau wieder deren Schamanen um ein kärgliches Tundrafeuer springen. Sie müssen in ihren Nomadenzelten auch nicht mehr die Klassiker des Marxismus-Leninismus studieren. Hauptsache, die Diamanten Sibiriens landen in Petersburger Tresoren. Darum also geht es im jüngsten Kaukasuskonflikt, in dem die Russen ausgerechnet unter anderem die Heimatstadt Stalins, Gori nämlich, auseinander nehmen.

Das alles ist unendlich tragisch. Und die Arroganz der Russen kotzt uns an. Aber das ist nun mal so. Was uns aber noch mehr in Rage bringt, das ist der Wahnsinn, der im Hirn der sonst so profilierten und hochgebildeten Condoleeza Rice ausgebrochen zu sein scheint. Da stellt sich die U. S. – amerikanische Außenministerin doch tatsächlich hin und dräut unserem tollwütigen Bärchen: Dies sei nicht das Jahr 1968, schwadroniert sie dümmlich, in dem die Russen ungestraft ein anderes Land überfallen und seine Hauptstadt besetzen könnten. Na, Frau Rice, auch schon auf dem Weg ins Reich der Schatten und der geistigen Umnachtung? Scheint eine endemische Krankheit der amerikanischen Führungsriege zu sein.

Da reißt die amerikanische Außenministerin das Maul auf, während amerikanische Truppen den Iran zertrümmern und in Bagdad wilde Sau spielen? Und alles aus dem einzigen Grunde, der da heißt: Erdöl? Diese Frechheit, diese gnadenlose Unverschämtheit ist durch nichts mehr zu übertrumpfen, führwahr. Ein Verbrecher beschuldigt den anderen kriminellen Verhaltens...

Und was macht die Nato, insbesondere unser dummer Michel? Er singt das alte Lied der roten Kader: „Bau auf, bau auf, bau auf, bau auf, Freie Deutsche Jugend, bau auf! Für eine bess're Zukunft...“ Die Russen machen Scherben, Deutschland mit 4.000.000 anerkannten Arbeitslosen kittet. Rein da mit den Millionen. Wir haben's ja. Na ja, nee, nicht die armen Schlucker im eigenen Land, die Hartz Vierer, die gerne mal ihren Kindern auf der Straße eine Currywurst kaufen würden. Die haben's nun gerade nicht! Aber genau denen ziehen wir das Fell über die Ohren, das sie schon langen nicht mehr haben. Hauptsache, die ganze Welt kauft uns endlich unser unbarmherziges Gutmicheltum ab. Ist ja schließlich erst siebzig Jahre her, dass der deutsche Herren-Michel die Welt an seinem Wesen genesen lassen wollte! Warum die Vertreter der deutschen Hochpolitik das tollwütige Bärchen nicht mal beim Kragen zu fassen kriegen und ihm mal richtig die Flausen austreiben? Aber, aber! Wir bekommen doch das Gas von ihm. Und wir wollen doch



mit unseren Produkten auf dem russischen Mafia-Markt bleiben! Unsere deutschen Spitzenpolitiker sitzen doch bereits in den „Aufsichtsräten“ der russischen Konzerne. Diese guten Beziehungen macht doch ernsthaft niemand wegen ein paar zerlumpter Gestalten kaputt, nur weil denen das bisschen Wellblech über dem Kopf weggeschossen wurde.

Es ist dieses wirklich schmutzige politische Tagesgeschäft, das zusieht, wie ein paar arme Teufel ausgebombt werden und ihnen dann ein als Almosen Zelte und Medikamente zukommen lässt, was letztendlich dann noch als humanitäre Hilfe angepriesen wird. Und Amerika? Nein, das ist ein wirklich zu trauriges Thema. Das schlägt ganz bitter auf den Magen. Das sollten wir uns für später aufheben. Heute nicht mehr!

---

## Krisenjammerer

Kotofej K. Bajun

Da sitzen sie, die bibbernden Gestalten, die das deutsche Publikum ausmachen. Sonst hocken sie bei Jauch und Gottschalk, spannen durch die televisionären Schlüssellöcher. Nun hocken sie bei den Fernseh-Wirtschafts-Diskussionsrunden. Und sie klatschen, wenn ein Tribun zur Bestrafung der kriminellen, gierigen Superzocker aufruft. Aber wage sich einer, sich an diesen Mob zu wenden und ihm zu sagen: Wer hat sich denn von denen Drückern im Nadelstreifen durch Renditeversprechen zu Beteiligungen an hochprofitablen Hedge-Fonds verführen lassen? Wer hat die denn gefüttert, die Finanzjongleure, die Lumpen, die Banditen? Mit wessen Geld haben die denn gezockt? Wem glühte denn die eigene Gier aus den Augen am Beratungstisch im Hinterzimmer der Bank, als der Banker ein „Produkt“ mit der Gewinnaussicht von acht Prozent vorlegte. Todsicher! Die sind absolut solide aufgestellt! Die haben Erfahrung! Die sind global aktiv! Da sind Sie auf der sicheren Seite! Kaufen Sie Lehmann Bros.! Investieren Sie in Heuschrecken! Na klar. Greifen wir zu! Wie die ihre Kohle machen, ist uns doch scheißegal. Dass der uns in Aussicht gestellte Profit mit dem verkauften Häuselbauer-Kredit unseres Nachbarn „erwirtschaftet“, nein, ergaunert wurde, ist uns ebenfalls wurscht. Was geht uns schließlich fremdes Elend an! Jeder für sich und Gott gegen alle! Außer gegen uns! Bis die Blase platzt.

Bis die gediegen gierige Heidemarie Lehmann ihre Piepen in den Sand gesetzt hat. Bis sie es ist, die abgezockt wurde, die jetzt pleite ist. Bis sie es ist, von deren Geld andere fett werden. Dann erinnert Durchschnitts-Heidemarie sich an ihre verschüttete soziale Ader. Dann heißt es: Pest und Fluch auf die großkopferten Betrüger! Dann schreit sie: „Warum hilft der Staat den Super-Verbrechern und nicht mir?“ Denn darum geht es. Um sie! Um Heidemarie Lehmann und Lieschen Müller und Otto Normalverbraucher und wie sie alle heißen. Und wieder ist ihnen der kranke Nachbar scheißegal, um dessen erholsame Nachtruhe der große, gütige Träumer von Wandsbeck noch vor zwanzig Jahrzehnten in seinem Lied an den aufgegangenen Mond so glaubwürdig bat.

Sie widern einen an, die Jammerheinis, die vorher den Hals nicht voll genug bekommen konnten. Die sich an die Brust klopfen und brüllten: „Mit unserem Fleiß haben wir die Bundesrepublik groß und reich gemacht!“ Nein, das waren die armen Schweine in dieser Welt, die Neger und die Indios und die Kulis und die Inder, die sich den Buckel für euch krumm geschuffet haben, während die fette Heidemarie über die Basare der Dritten Welt schlenderte und sich noch darin gefiel, dem Turbanträger, durch dessen Rippen schon das Vaterunser blies, sein bisschen Gelumpe noch

herunterzuhandeln. Ihn noch mal zu betrügen und übers Ohr zu hauen. Ihn ein zweites Mal auszubeuten. Sollen sie zum Teufel fahren, dieses bigotte, egoistische Packzeug! Jetzt trifft es sie, Gott will es! Wir spucken ihnen vor die Füße!

---

## Missbildungen der Bildung

J.-F. S. Lemarcou

Das deutsche (Un-) Bildungssystem zerfällt in eine Primarstufe, eine Sekundarstufe I, eine Sekundarstufe II, einen Tertiärbereich, einen Quartärbereich und am Ende zerfällt die ganze Bildung. Auf die Grundschule gehen die Schüler noch gemeinsam. Dann wandern einige auf eine Gesamtschule, andere werden in die Sonderschule delegiert, manche zieht es auf die Hauptschule, das Gymnasium nimmt Geeignete wie Ungeeignete auf und schlussendlich finden sich manche auf der Realschule wieder.

Alle lernen sie etwas anderes, oder von diesem soviel und von jenem soviel und rauskommen sie aus dieser Bildungsmühle als ein großes Kollektiv von Ahnungslosen. Wo Polen ist und wie die Hauptstadt des Senegal heißt – keine Ahnung. Wer Bach war und wer Ulbricht, und dass es überhaupt einen Dreißigjährigen Krieg in Europa gab, in dem Magdeburg magdeburgisiert wurde – was zum Teufel ist Magdeburg? – keine Ahnung.

Verstehen Sie uns nicht falsch – Margot Honecker ist für uns der lebendige Beweis, dass die Theorie von Heinrich Kramer, materialisiert im Malleus Maleficarum, doch nicht jeder Grundlage entbehrte. Das Schulsystem der DDR aber hatte einiges für sich: Man ging zehn Jahre gemeinsam auf eine Polytechnische Oberschule (POS), mitunter auch auf eine Spezialschule, wie eine Schule mit erweitertem Russischunterricht, einer Sport- oder Musikschule. Aber der überwiegende Teil der Kinder – und das war die Hauptsache – blieb ein entscheidendes Jahrzehnt beieinander. Sie lernten gemeinsam.

Und was sie lernten, entsprach einer absolut soliden Grundausbildung. Die war so gut, dass ein durchschnittlicher POS-Absolvent aus dem Jahre 1980 einer Gymnasiastin, die stolz an ihrem zum bestandenen Abitur von Oma und Opa geschenkten Golf die Heckscheibenaufschrift „ABI 2008“ zu prangen hat, locker bei Jauch die Show stehlen würde. Da könnten die Löckchen noch so blond und der Ausschnitt noch so unergründlich tief sein...

Aber die Zone erstickte an ihrem eigenen Selbstbetrugswahn. Sie wurde von den „Alten Bundesländern“ geschluckt, von denen keines auch nur annähernd so alt ist wie Brandenburg oder Thüringen. Aber auch das – geschenkt. Fakt ist, dass man nunmehr das Kind mit dem Bade ausschüttete, was mindestens so töricht war, wie man die Kommunisten landläufig einschätzte. Deren allgemeinbildende Oberschule hatte dem westlichen Bildungssystem viel voraus, auch wenn dem pluralistischen Westen schon aus gesellschaftspolitischen Gründen diese Art von Vereinheitlichung zutiefst widerstrebt. Man wusste alles besser. Und was von den Roten kam, konnte nur Blödsinn sein! Irrtum. Jetzt entdeckt die gute alte Arbeitertante SPD in Berlin die Vorteile einer Schule für sich, die Klassengemeinschaften eben nicht alle paar Jahre auseinander reißt. Manche Bundesländer exerzieren das nämlich schon eine Weile mitinigem Erfolg. Wenigstens sieben Jahre sollen die Kinder beieinander bleiben. Man ist schon versucht zu sagen: Besser spät als nie! Aber achtzehn Jahre nach der Wende! Himmelherrgott.

Lag das an der liberalen westdeutschen Schulbildung, dass man achtzehn Jahre lang nicht in der Lage war auch nur darüber nachzudenken, welche Vorteile es mit sich bringt, wenn man klugerweise die Botschaft vom Überbringer trennt und Inhaltsbezogen operiert?

Der Verdacht liegt nahe. Im Übrigen schwächt dieses gut gemeinte, aber dennoch in sich zerrissene Bildungssystem auch den späteren sozialen Zusammenhalt der Gesellschaft nachhaltig. Klassenkollektive blieben sich oftmals über Jahrzehnte verbunden, weil sie in einer das Individuum prägenden Zeit zueinander fanden. Kinder, die von „Kurs“ zu „Kurs“ hetzen, immer wieder andere Gesichter sehen – werden kaum in der Lage sein, solch intakte soziologische Gefüge aufzubauen und zu gestalten. Aber das ist ja in einer Gesellschaft offensichtlich auch nicht gewollt, welche die Individualität der Persönlichkeit mindestens in so pathologischem Maße betont, wie die Bolschewiken einst deren Vergesellschaftung.

Und was soll das überhaupt: Kurse abwählen können? Neigungsbezogene Pädagogik? Das Individuum gezielt in seinen Stärken fördern und seine Schwächen zeitsparend ignorieren. Der Ansatz ist nicht schlecht, zugegeben. Aber das funktioniert nicht im gewünschten Umfang! Leider nicht. Hinten raus kommen keine universal denkenden Menschen sondern zumeist Fachidioten und Subsubspezialisten. Überspezialisierung aber ist der natürliche Feind der Flexibilität. Das ist schon den Sauriern zum Verhängnis geworden. Wenn jedoch derselben Dynamik folgend der Saurus scholae teutonici occidentali ins Wanken käme, das wäre schon ein positiv synergetischer Effekt.

## Öko-Wirtshaus im naturbelassenen Spreewald

### Oder wie acht Unverzagte mit dem Schrecken davonkamen

Michael L. Hübner

Wer den Spreewald besucht, der kommt wohl um eine der obligatorischen Kahnfahrten durch die malerischen Haupt- und Nebenarme der Spree kaum herum. Ganz klar, dass sich auch eine illustre Truppe ehemaliger Klassenkameraden aus Brandenburg entschloss, am 2008er Tag der Deutschen Einheit eine solche Partie zu buchen. Man hatte sich in diesem Jahre im zauberhaften Burg (Spreewald) getroffen und vom Burger Hafen nahm denn auch das Vergnügen seinen Lauf. Vornweg – es war wirklich eines. Das Wetter meinte es gut, der Fährmann war Spitze – die acht saßen beieinander und amüsierten sich wie Bolle. Nur eines vermochte während dieses Ausflugs das kollektive Vergnügen zu trüben: Das aber war just die einstündige Pause.

Der Kahn hielt im Burger Ortsteil „Kolonie“ an, direkt vor der „Kolonie-Schänke“. Die inzwischen Einheimische unter dem fidelen Oktett beschwor und lobte dieses Restaurant noch in den höchsten Tönen. Vor Jahresfrist wohl war sie schon einmal dort gewesen. Gute und solide deutsche Küche zu moderaten Preisen, sehr empfehlenswert...Doch: sic transiet gloria mundi! Ein oder zwei Jahre genügen völlig, um einen Haufen Unfug anzustellen. Und siehe, die Zeit wurde vom Wirt des Gasthauses entsprechend genutzt. Das Erste, was irritierte, war das aufdringlich platzierte Schild „Bio“ über dem Einganggiebel. Ein unangenehmes Gefühl bemächtigte sich der Magengegend. Das roch nach Tofu und Hirnerweichung. Letzteres war die weitaus größte Bedrohung. Man vergegenwärtigte sich – die

Reisegesellschaft bestand mehrheitlich aus studierten Leuten, Ingenieuren, Lehrern, Oberärzten, Beamten, Journalisten. Das sind Menschen, die mit beiden Beinen fest im täglichen Leben stehen, mit dem Kopf arbeiten und gewohnt sind, selbst Entscheidungen zu treffen. Seltener aber lassen sie solche Entscheidungen für und über sich zu, sie seien denn wohlbegründet. Die verordnete Zwangspause inmitten des Nirgendwo förderte daher einen bösen Verdacht: Konnte es sein, dass der Kahnfahrtbetreiber mit dem Wirt der Kolonieschänke einen Kuhhandel abgeschlossen hatte, des Inhaltes, dass alle Touristen vor seiner Tür abgeladen würden? Zwangsläufig müsste die Mehrheit der Gäste, nicht wissend was mit der Stunde anderes anzufangen sei, in die Schänke strömen und dort – nunmehr wohl wissend – dass man ihnen dieses Obdach nur ungern ohne die Gegenleistung eines umsatzkräftigen Verzehrs gewährt – für ebenjenen durch entsprechende Bestellungen sorgen. Manus manam lavat, spricht der alte Römer. Und auch bei unseren acht hellen Köpfen schlug die Masche zunächst an. Man nahm brav und gehorsam im Kellergeschoss des Gastraumes Platz. Man wäre avisiert, hieß es.

Die Speisekarten wurden verteilt. Zwei Karten, um genau zu sein – für acht Mann. Später fand eine drittes Exemplar den Weg an den Tisch. Es bedurfte ihrer recht eigentlich nicht mehr. Was nämlich in den Karten zu lesen stand, war schnell erfasst und schien gruslicher als die Apokalypse des Johannes und Bram Stokers „Dracula“ zusammen. Da wurde eine, wenn auch Gottlob nur sehr geringe Auswahl von Gerichten offeriert, die teilweise aus unaussprechlichen und nördlich des 52. Breitengrades gänzlich unbekanntem Naturalien zusammenkomponiert waren. Niemand wollte dafür haften, dass sich dahinter nicht vielleicht ein naturbelassener Kugelfisch verbarg. Rein „Öko“, versteht sich. Mit diesen beiden Prädikaten waren überhaupt alle der Speisen und eine Vielzahl von undefinierbaren Getränken versehen. Dazu führte das Haus „Warsteiner“ im Schilde.

Nun gut, wer's mag! Mit den öko- und naturbelassenen Produkten aber kamen schwere, alptraumhafte Gedanken auf. Unwillkürlich entsann man sich der späten Sechziger und frühen Siebziger, als die distinguierte Damenwelt Westdeutschlands von Heim und Herd aus zusehen musste, wie ihre Geld verdienenden Männer die lüsternen und ewig willigen Sekretärinnen reihenweise bestiegen und der Gattin daheim zum Ausgleich einen Pelzmantel verehrten. Während nun die gefrusteten und ungeliebten, derhalb in ihren tröstenden Pelz vernarrten, alternden Frauen von Tierschutzaktivisten zunehmend brutaler attackiert wurden, wuchs sich ihre Neurose – sie hatten ja nun wirklich gar nichts mehr – so schrecklich aus, dass die Töchtergeneration in einer Art reaktiven Gegenbewegung Hals über Kopf in die Reformhäuser stürzte und die beidergeschlechtliche Enkelgeneration zum Ballett, zur Geige, zum Tennis und auf die Waldorfschulen zwangen.

Dort lernten die traumatisierten Kinder alsbald, antiautoritär ihren Namen zu tanzen. Da ging dann der Rest des gesunden Menschenverstandes flöten. Zeitgleich wollte Shell die Bohrstation „Brent Sparr“ im Nordatlantik verklappen und die Japaner ließen die Wale nicht in Ruhe. Den von skrupellosen Norwegern gejagten Heulern war zum Heulen zumute und die Ökobewegung begann Körner fressend auf Birkenstock-Sandalen Amok zu laufen und wie ein wild gewordener Derwisch im Dreieck zu hopsen. Aus gesunden Denkansätzen heraus entspross beinahe über Nacht wild die Pathologie der ökologischen Massen-Neurose. Das Ganze begann skurrile Züge anzunehmen. Am Ende saßen acht intelligente Märker schier verzagt in einem bedrohlichen Kellerraum wie in einem Verließ ängstlich beieinander und durchforsteten mit wachsender Verzweiflung die in alte Klemmordner eingehaftete Menükarte nach etwas Genießbarem. Kellnerin und Ober aber ließen sich so schnell nicht wieder blicken.

Das war auch gut so. Denn dieses sichere Zeichen gastronomischer Insuffizienz förderte in diesem Falle blitzartig den Konsens, gemeinschaftlich aus dem Wirtshaus im Spreewald auszubrechen. Gesagt, getan – vorbei an der grummeligen Bedienung, wenige Sekunden später atmeten die acht Tapferen ungeschöpft die Freiheit.

Die Wolken taten sich auf, die Sonne schien hindurch – und siehe, die slawischen Götter des Spreewaldes hatten ein Einsehen und gaben Lichtbeschieden den Blick auf das Werbeschild eines Restaurants, in unmittelbarer Nähe am anderen Flussufer gelegen, frei. Der Mut und die Courage der acht fast um ihre Lebensfreude Geprellten, wurden mit einem herrlichen Kaffee und einigen „Lumumbas“ (Kaffee mit Rum) belohnt. Man hätte gern dort gespeist, doch der Fährmann drängte bereits wieder zur Weiterfahrt. Im Wasserfahrzeug saßen leicht fröstelnd die übrigen Teilnehmer der Kahnpartie, neidisch auf die Entschlossenen Acht blickend, die den Ausbruch erfolgreich wagten.

Sie fluchten leise vor sich hin. Hatten sie sich doch den teuren Biokram durch den Gaumen quälen müssen. Die Geldbeutel jammerten nicht minder. Gerechter Lohn der Feigheit. Hierher? Nie wieder! Verstohlene, blitzende Blicke trafen den Fährmann: Warum er die Existenz dieses zweiten Hauses vor seinen Gästen verheimlicht habe? Er dürfe es nicht nennen. Sein Chef hätte solche Hinweise strikte verboten. Honi soit qui mal y pense! In diesem Falle aber ist es doch wohl eher kein Schelm, sondern ein kühler, nüchterner Kopf, wer Arges dabei denkt. Was ist nun dem Herrn Dirk Meyer, Betreiber der Kahnfahrten, und dem Wirt (Anja Linse?) der Kolonieschänke zu wünschen? Nun, dass auch einmal der sorbische „Nationalheilige“ Pumphutt den Weg zum Burger Hafen finden und eine solche Tour buchen möge. Den Landboten würde es dann diebisch freuen, über dieses Ereignis im Nachgang berichten zu dürfen.

---

## Parteitag der Demokraten in Denver oder der Untergang des Abendlandes

B. St. Fjollfross

Oswald Spengler postulierte einst den Untergang des Abendlandes. Das war 1918. In seinem Werk erläutert Herr Spengler sehr schlüssig, dass sich Zivilisationen wie Einzelindividuen verhalten, indem sie einen Geburts-, Reife-, Degenerations- und schließlich einen Sterbeprozess durchmachen. Für den 1789 im Zuge der französischen Revolution an die Macht gekommenen Kapitalismus nimmt Spengler an, dass dieser sich im Laufe seiner eigenen Entwicklung selbst der Machtbasis beraubt, die er für sein Werden einst benötigte: Demokratie und Toleranz. Populisten und Diktatoren werden das Ruder übernehmen und das Wort Demokratie als bloße Worthülse liegenbleiben.

Herr Spengler war ein weitsichtiger Mann. Neunzig Jahre später erleben wir hautnah, wie seine Visionen Gestalt annehmen. Wahrscheinlich wären diese Dynamiken schon früher angelaufen, wenn der durch Diktaturen verursacht Horror des Zweiten Weltkrieges den Völkern der Welt nicht als heißer Schrecken in die Glieder gefahren wäre. Doch seit 1945 sind nunmehr dreiundsechzig Jahre vergangen. Ausgerechnet in den U. S. A. vollzieht sich die Tragödie des Demokratieverfalls am deutlichsten und für jeden sichtbar. Der ungeheure Wahlbetrug, der Präsident Bush vor acht Jahren ins Oval Office brachte und seine absolute Inkompetenz während seiner Amtsführung machten dem letzten Blindgänger auf dieser Welt klar,

wer in den Vereinigten Staaten wirklich das Sagen hat: Wall Street und Federal Reserve! Nur weil Herr Obama ungleich sympathischer ist und weitaus mehr Köpfe hat, bedeutet das keineswegs eine Änderung dieser Verhältnisse. Auch er ist nur eine Art Urmel aus dem Eis, der an langen Fäden die Schrittfolge tanzt, welche die Strippenzieher des amerikanischen Monopolkapitals vorschreiben.

Deutlich wird das an den Wahlveranstaltungen und Parteitagungen der Amerikaner. Demokraten und Republikaner nehmen sich da gar nichts. Es sind Riesenshows für Grenzdebile – also genau zugeschnitten auf die Mehrheit der amerikanischen Bevölkerung. Nun könnte man sagen: Ach, laß doch die Amis! Die haben doch sowieso abgewirtschaftet. Der Rote Drache schickt sich an, die Cowboys zu überrollen und hinterher aufzufressen. Das ist nur noch eine Frage von wenigen Jahrzehnten. Es scheint so, als hätte diese Ernüchterung auch bereits beim deutschen Michel stattgefunden. Jedenfalls ist diese unwürdige Schleimerei dem großen Bruder aus Übersee gegenüber stark zurückgegangen. Selbst die deutsche Sprache hört sich im Alltag wieder verständlich an, seit dieses unsägliche Dinglish auf dem Rückzug ist.

Bedenklich aber stimmt, dass selbst kluge Frauen wie Renate Künast nach Denver fahren um zu sehen, wie man einen Parteitag zu einer Aufputzparty um stilisiert, sich mit hohlen Parolen zudröhnt, anstatt Sachfragen zu beantworten und sodann das unwürdige Spektakel durch eine Akklamation beendet, um anderenorts die gehaltlose Orgie weiterfeiern zu können. Wozu auch Sachpolitik betreiben, wofür ja ein Parteitag eigentlich da ist? Das ist dem doofen Volk zu anstrengend. Außerdem wird diese Art Realpolitik sowieso in ganz anderen Gremien gemacht, auf die das Stimmvieh eh keinen Einfluß hat. Dieser Jahrmarktsrummel soll als überdimensioniertes Kasperletheater nur noch mehr Narren auf Linie bringen und unterscheidet sich von den Parteitagungen der KPdSU der Fünfziger und Sechziger nur dadurch, dass die Amis noch dämlicher als die Russen. Der amerikanische Jubel ist nämlich echt, während die Russen ganz nüchtern ans eigene Fortkommen dachten und der Anteil der 100Prozentigen unter den Claqueuren relativ überschaubar blieb.

Und das wollen die Deutschen jetzt importieren? Wirklich? Sie wollen den letzten Rest politischer Kultur begraben und diese unkritischen Einpeitschveranstaltungen zum kommenden Standard machen? Herr Spengler – das ist die Bestätigung Ihrer Visionen: Das ist ein apokalyptisches Zeichen. Das ist der Untergang des Abendlandes!

---

## Reich-Ranicki schlägt zurück

**Am 11. Oktober 2008 sollte Marcel Reich-Ranicki der deutsche Fernsehpreis verliehen werden. Er wies diesen Preis zurück mit Verweis auf „den Blödsinn, den wir heute abend hier zu sehen bekommen haben.“**

S. M. Druckepennig

Endlich! Endlich! Marcel Reich-Ranicki hat die ganze Größe bewiesen, Ederer er fähig ist. Und das ist sehr viel. Er ist aufgestanden und hat der deutschen TV-Verblödungslandschaft eine runtergehauen, daß es durch alle Gänge des Reiches schallte. Das Echo war das Knallen unserer Sektkorken.

Der polnisch-deutsche, hochgebildete und hochkultivierte Jude Reich-Ranicki hat sich als Bannerträger vor das Häuflein Aufrechter gestellt, die

das Letzte verteidigen, was an deutscher Kultur noch übrig ist. Er erteilt mutig dem Schund eine Absage und er tut es in aller Öffentlichkeit und es ist ihm egal, welche buntgefiederten Kasper und Möchtegern-Prominenten er dabei aufs Tiefste brüskiert.

Man sagt, Kaiser Maximilian sei der letzte Ritter gewesen. Nein – das stimmt nicht. Der letzte Ritter in Deutschland ist Marcel Reich-Ranicki. Ein Held. Ein Heros. Jawohl! Entlarvt die Spitzbuben, die uns mit all dem seichten Schund, dem trivialen Mist und dem rühdigen Blödsinn zuschütten, uns an unserer Lebenszeit zu berauben versuchen! Jagt sie zum Teufel! Aber vor allem brüllt es denen Konsumenten von diesem Schwachsinn – brüllt dem doofen Michel seine abartige Blödheit und seinen unseligen Hang zur geistigen Rasenlatscherei ins Gesicht! Denn dieser ist es, für den findige und geldversessene Halunken solchen Unfug stricken.

Wir behaupten, von „GZSZ“, „Big Brother“, „Richterin Barbara Salesch“ und „Sturm der Liebe“ ist es nur ein Katzensprung zu Hitler. Denn diesen konnte nur wählen, wessen Hirn vorher recht kräftig aufgeweicht wurde. Nichts anderes aber tun diese Formate. Und sie tun es, weil der Bildlesende Michel es so will. Wir können diesen bezipfelmützten, spießigen, vereinsmeiernden und völkermordenden Michel nicht aufhalten. Aber wir können unserer abgrundtiefen Verachtung Ausdruck verleihen. Deshalb stehen wir mit donnerndem Applaus hinter einem alten und gebrechlichen und wunderbaren Mann, der mehr Rückgrat bewies als neunzig Prozent der deutschen Bevölkerung. Ein dreifaches HOCH auf Marcel Reich-Ranicki! Er lebe HOCH! HOCH! HOCH!

---

## Schrankenburg am Sabotagebalken

Michael L. Hübner

Es gab mal eine Zeit, da wucherten die Geleise der Deutschen Reichsbahn wie Nervengeflechte oder Blutbahnen eines werdenden Organismus durch die deutschen Gaue. Das Stahlroß war ein Indikator für das Wirtschaftswachstum. Das Kursbuch vom Sommer 1935, das unter den wichtigen Nachschlagewerken seinen Platz unmittelbar neben dem Redaktionsschreibtisch einnimmt, gibt über die Gesamtsituation lebhaft Auskunft. Der Individualverkehr begann sich erst sehr zaghaft zu entwickeln. „Die Drei von der Tankstelle“ konnten weiß Gott jubeln, wenn mal ein Automobil oder ein Motorrad vorbeituckelte. Große Konkurrenz allerdings brauchten sie auch nicht zu fürchten.

Wer von A nach B wollte, der nahm halt die Bahn. Selbst das Nebenstreckennetz war dermaßen ausgebaut, daß im Prinzip kaum eine Kuhbläke weiter als drei Stunden zu Fuß entfernt vom nächsten Haltepunkt lag. Bedeutende Industriemetropolen waren denn auch naturgemäß Knotenpunkte für den Eisenbahnverkehr. Doch die Schienenwege verknoteten sich auch mit den Straßen des Reiches. Über- und Unterführungen waren selten. Wozu auch? An den Bahnübergängen schrubben Bahnbeamte als Schrankenwärter ihren verantwortungsvollen Dienst. Das Streckentelephon klingelte. Eine gewichtige Amtsperson mit gewirbeltem Schnauzer verließ das Bahnhäuschen und kurbelte beide Schranken herunter. Die wenigen Kraftfahrzeuge hielten inne. Tuff, tuff, tuff, ein Personen- oder Güterzug, gezogen von einer guten alten BR 52, schnaufte, quietschte und stampfte vorüber. Der Schnauzbärtige kurbelte erneut. Die rot-weißen Balken hoben sich. Der Chauffeur kurbelte seinerseits am Motor seines DKW's – der Motorradfahrer trat die Maschine an, seine Frau im Beiwagen schob sich die Motorrad-Brille über die Nase und

weiter ging's! Wochenende und Sonnenschein... Dann aber nahte die Epoche in einem der beiden Rumpfstaaen des Deutschen Reiches, im Arbeiter- und Bauern-Paradies nämlich, da der Individualverkehr rasant zunahm – muß so in den Sechzigern und Siebzigern des letzten Jahrhunderts gewesen sein. Die Deutsche Reichsbahn war noch immer ein so gewaltiges Unternehmen, daß man getrost von einer parallelen Macht in der DDR sprechen konnte.

Auch die weitläufige Demontage von Geleisen durch die Russen nach dem verlorenen Krieg und erste Streckenstillegungen, beginnend in den frühen Sechzigern, taten dieser Macht kaum Abbruch. Das Schienennetz blieb immens, die bedienten Strecken gewaltig und der Personen- und Güterverkehr stand der Vorkriegssituation kaum nach. Wenn sich die Bosse des geflügelten Rades in irgendeiner Frage quer legten, dann japste selbst das allmächtige Politbüro der SED.

Verhandlungsführer von Bezirks- und Kreisebenen bekamen nicht selten graue Haare, wenn sie sich mit der Reichsbahn zu arrangieren hatten. Für Brandenburg an der Havel begann sich Ende der Sechziger die Situation unerträglich zuzuspitzen. Man kam praktisch von keiner Seite in die Stadt, ohne Geleise zu kreuzen. Nur der Weg nach Nordosten, nach Klein Kreuz, verlief zunächst parallel der Krakower Trasse und im Norden wurde man erst in Pritzerbe auf der F 102 sanft ausgebremst.

Daneben gab es noch kleinere Bahnbetreiber unter dem Dache der Reichsbahn, die sowohl die Krakower-, so auch die Belziger und Rathenower Strecke befuhren, Nachfolger der Städtebahn und der Westhavelländischen Kreisbahn. Hafen- und Industriebahnen ergänzten das Spektrum. Der Individualverkehr stöhnte. Wartezeiten an Schranken, die unter anderem wegen des lebhaften Rangierbetriebes geschlossen wurden, so in der Potsdamer und der Magdeburger Landstraße, zogen sich schon mal locker über eine Stunde und mehr hin. In diesen kummervollen Tagen nannte der Volksmund die Chur- und Hauptstadt despektierlich „Schrankenburg am Sabotagebalken“.

Ende der Sechziger bis Mitte der Siebziger krepelte die Arbeiter- und Bauernmacht dann die Ärmel hoch und überbrückte die beiden nervtötendsten Kreuzungspunkte von Schiene und Chaussee sowohl an der Potsdamer Straße als auch am Altstädtischen Bahnhof. Auch am Quenz überflog die Magdeburger Landstraße lästige Stahlwerksgeleise und ließ stadteinwärts die alte Reichsstraße 1 im wahrsten Sinne des Wortes links liegen.

Nun kam man wenigstens zur Autobahn und nach Genthin, ohne eine Notfallverpflegung mit sich führen zu müssen. Wer aber nach Ziesar (Zicken-Tirol), nach Göttin oder, was weitaus schlimmer war, nach Potsdam über die F 1 wollte, der war weiterhin verraten und verkauft. Und ist es bis heute. Zwar gab es an den dortigen Schranken noch nie Rangierbetrieb, aber selbst der sehr ausgedünnte Personenverkehr und der noch spärlichere Güterverkehr sowie moderne ferngesteuerte „Schnellschlußschranken“ sorgen an den besagten Berührungspunkten von Eisen und Asphalt noch immer für mannigfaltige Gelegenheiten zur Meditation.

Zugegeben, es geht nicht mehr um Stunden – mit etwas Glück ist man zur Stoßzeit auch in Wust innerhalb einer Viertelstunde über den Damm – aber will man das Einkaufszentrum besuchen, so hat man gute Chancen, auf dem Rückweg zu einer Zwangspause von gleicher Länge zu kommen. Gollwitz, Wust, Göttiner Schranken, Gördenschranken, die am ehemaligen Schlachthof und die am Gasthaus an der Plane lassen Nostalgiker noch immer reichhaltig auf ihre Kosten kommen. Nun müssen wir aber auch ehrlich gestehen, die Herausforderungen, all diese neuralgischen Punkte zu

überbrücken oder zu untertunneln sind enorm. Mütterchen Havel spricht da ein entscheidendes Wörtchen mit. Sie versumpft und destabilisiert den Baugrund dermaßen, daß jedes verkehrsentlastende Bauwerk rund um Brandenburg an der Havel mindestens dreimal teurer wird als ein gewöhnliches dieser Art in baufreundlicherer Gegend.

Nun kam man aber nicht jede Schuld der Mutter aller märkischen Wässer ins feuchte Strombett schieben: Was die bettelarme DDR zuwege brachte, ist der stinkreichen Bundesrepublik nicht möglich? Welch ein Armutszeugnis! Im 18. Jahr der deutschen Nachwende-Einheit rühren sich die Spaten erstmals in Gollwitz.

Die geplante Entlastung des Horror-Übergangs Wust wird trassiert und trassiert und die Inangriffnahme Jahr für Jahr wahlweise auf Pflaumenpfingsten bzw. St. Nimmerlein verschoben. Das Wirtshaus an der Plane, seit Jahren fest in chinesischer Hand, wird irgendwann todsicher seine Speisekarte um eine exotische Spezialität bereichern können – Radfahrer am Spieß, oder gegrillt, mit Glasnudeln, Morcheln und Bambussprossen – lecker, lecker!

Anlieferung frei Haus – denn der Kreuzungspunkt zwischen Radweg, Chaussee und Schienenfernweg von Berlin nach Magdeburg liegt genau vor der Hoftüre. Nur wenige Velozipedisten steigen ab – die meisten lassen sich auf das Kamikazewagnis ein, sich zwischen dem gleichgerichteten und dem Gegenverkehr waghalsig hindurchzufädeln.

Für alle Ortsunkundigen: just auf diesem Bahnübergang wechselt der Radweg die Straßenseite und das in einer Schienenbedingten S-Kurve.

Drunter durch fließt das Flüßchen Plane dem Mütterchen Havel zu und ist wahrscheinlich heilfroh, wenn es dieses Nadelöhr unbeschadet hinter sich gelassen hat. Diese Freude teilen viele Brandenburger mit ihrer Plane, wenn sie sich wohlbehalten auf der anderen Seite wiederfinden. Es ist ein bißchen wie Potsdamer Platz in Berlin in den späten Zwanzigern... Ach Gott, was gäben sie für eine zeitgemäße Lösung des Problems!

Was aber eine zentrale Planwirtschaft zu leisten vermochte, ist einer dezentralen Marktwirtschaft scheinbar unmöglich. Wer soll's zahlen? Bund, Land, Gemeinde oder gar die Europäische Union? Oder alle zusammen und wenn so, wer dann wieviel? Und wer hat die Planungshoheit? Wer macht die Ausschreibung und darf sie wie „anpassen“, daß welcher Favorit das Angebot auch ganz sicher nach Hause bringt?

Schließlich geht es eventuell, wie in der Bananenrepublik Deutschland mittlerweile gang und gäbe, um Millionen an steuerfreien Schmiergeldern. Bei all diesen Unwägbarkeiten stehen nur einige wenige Variablen wirklich fest: Erstens, die EU verlagert so peu a peu ihre Prioritäten nach Osten und Südosten; Zweitens, Bund und Land geben sich pleite und Drittens: die Kommune ist es wirklich.

Doch als zonegeborener Dialektiker bemüht man sich natürlich auch um die positive Seite des Ganzen. Die Insuffizienz einer der leistungsstärksten Nationalökonomien der Welt führt in diesem Falle zu einer zwangsweisen Entschleunigung des Lebens, welche dankenswerter Weise dem, der sie zu nutzen versteht, einigen Spielraum für Kreativität und Gestaltungskraft beschert. Ein guter Teil dieses Beitrages wurde erdacht und geschrieben auf einem IBM-T42-Thinkpad an den Schranken von Wust und der Göttinger Vorstadt, bevor nach endlos langen Warteminuten Regionalexpress, Ferkeltaxe, HanJin-Waggons und Railion-Loks vorüberstoben...da-damm, da-damm, da-damm, da-damm...

## Siebzig Jahre nach dem Terror

### zum Gedenken an die Reichspogromnacht

S. M. Druckepennig

Vor siebzig Jahren tobten die nationalsozialistische Kanaille und der Mob durch die Städte Deutschlands. Sie jagten und hetzten unsere jüdischen Brüder und Schwestern, droschen deren Eigentum kaputt und bestahlen sie in unvorstellbarem Ausmaß. Wenn das deutsche Judentum bis dahin fürchterlich repressiert wurde, das Datum der Reichspogromnacht markiert den Wendepunkt hin zur Vernichtungspolitik ebenso wie die Wannseekonferenz. Doch ein anderer Kulminationspunkt wurde mit diesem Tage erreicht. Es ist der Nadir einer tausendjährigen Verfolgungsgeschichte durch das „christliche“ Abendland.

Am siebzigsten Jahrestag nun nahm ein Vorsitzender einer Brandenburger Jüdischen Gemeinde im Dom zu Brandenburg das Wort und las vor der Gemeinde aus dem Psalter. Das ist eine Sensation. Das ist ein Zeichen, das uns unglaubliche Hoffnung gibt. Im Vorfeld und während der Predigt bekannten sich Vertreter der evangelischen Kirche zu ihrem beispiellosen Versagen gegenüber ihren jüdischen Brüdern und Schwestern während der Zeit des Grauens. Sie bekannten sich damit und deutlich und wörtlich zu ihrem Verrat am Rabbi Joshua, den die Christen Jesus nennen.

Sie verrieten ihn nicht minder, als Petrus den Rabbi verraten hatte. Weniger war es der Verrat des Judas. Und wir sagen bewusst: weniger. Dass sie sich aber dazu bekennen und das Mea Culpa, Mea Maxima Culpa rufen, das erfüllt uns mit dem Glauben, sie würden es auch weiterhin mit dem ersten Bischof von Rom halten und das nächste Mal standhaft bleiben. In diesem denkwürdigen, Geschichte schreibenden Gottesdienst hieß es: die Christen glauben an Jesus, die Juden glauben wie Jesus. Dieser Satz scheint uns fundamental zu sein. Dazu sagen wir AMEN.

Während dieser Text geschrieben wird, gehen wir unsichtbar an der Seite der letzten deportierten Brandenburger Juden durch diesen traurigen Tag des 13. April 1942, gehetzt vom Schweinehund Kriesche. Wir sind ein Teil von ihnen. Wir hatten nichts verbochen, nur, dass wir der Geburt nach dem Judentume zugehörten. Wir waren hier zur Schule gegangen, hatten einen Beruf gelernt, hatten uns bis zum heutigen Tage ehrbar durchs Leben gebracht. Jetzt werden wir „umgesiedelt“, in den Osten, in die Fremde, in den Tod. Alles, woran unser Herz hängt, bleibt hier zurück, in Brandenburg an der Havel. Während wir gehen, durchwühlen schon fremde Menschen unsere Wohnungen. Sie rafften zusammen, was ihnen von Wert scheint, werfen unsere Unterwäsche durcheinander, treten auf unsere Photoalben. Wir leiden, wir leiden. Herr, unser Gott, aus der Tiefe rufen wir: Was haben wir denn verbochen, warum hast Du uns verlassen? Als der Gottesdienst abgehalten wurde, saßen wir im südlichen Seitenschiff, den Blick auf das Epitaph Bischof Stephans. Der 37. Brandenburger Bischof war als ausgewiesener Hebräist und aufrechter Freund der Juden bekannt. Ihm wird der große Magen David, der riesige Davidstern am Westgiebel des Domes zugeschrieben, wenngleich der Magen David zu dieser Zeit noch nicht die Bedeutung hatte, wie zur Zeit Theodor Herzls.

Bischof Stephan hätte die Teilnahme eines Juden an einem christlichen Gottesdienst trotz aller Verbundenheit zu seiner Zeit sicher nicht geduldet. Hätte er aber mit eigenen Augen gesehen, was in seiner Domstadt vor siebzig Jahren geschah, er hätte – dessen sind wir überzeugt – den Vorsitzenden Feliks Byelyenkow höchstpersönlich vor den Altar geleitet. Wir sind froh und glücklich. Shemah Jisroel – Adonai Elohim Adonai Echod! AMEN!

## Todesfalle märkische Allee?

Don M. Barbagrigia

Da steht also ein Riesenplakat am Rande einer Brandenburger Ausfallstraße, das verkündet die Botschaft: „Alleen bewahren ODER sicher fahren!“ Dümmer geht's nimmer! Schwer vorstellbar, dass sich diesen Schwachsinn ein Ostdeutscher ausdachte. Warum steht dort nicht: „Alleen bewahren UND sicher fahren“? Warum sollen denn Alleen einen Hinderungsgrund für eine sichere Fahrweise sein?

Sind denn die Bäume daran schuld, wenn sich Besoffene und Raser um sie herum wickeln? Und – müssen wir in Tränen ausbrechen, wenn sie es tun? Dazu wollen wir mal folgendes feststellen: Es ist sicher nicht schön, wenn die Dummköpfe mit letalen Folgen an die Alleeebäume prallen. Vor allem nicht für die Bäume.

Aber wer immer meint, sich lautstark um diese Kamikaze melancholisch machen zu müssen, sollte sich vorstellen, diese konzentrierte Rücksichtslosigkeit wäre statt gegen einen Baum in eine Kindergartengruppe gerast. Kein Kind hält dieser Wucht so stand, wie eine hundertjährige Linde. Und wenn nun gar der eigene Sohn oder die eigene Enkelin unter den grausam verstümmelten Opfern wäre? Was dann?

Nein, reden wir Klartext. Es sind unreife Idioten, die mit Geschossen umherfahren, welche ungeheure und zerstörerische Kräfte freisetzen.  $F = m \cdot a$  sagt diesen Schwachköpfen nichts. Es interessiert sie auch nicht. Alles, was ihnen nahe geht, ist ihr eigenes hohles Ego, das nach ständig neuen „Kicks“ verlangt um sicherzustellen, dass man von sich selbst und von anderen überhaupt noch wahrgenommen wird.

Nein, nein und nochmals nein! Diese Menschen, mit all ihrer Unreife und ihrem Zuviel an Minderwertigkeitskomplexen und Testosteron (trifft für einige Frauen hinter dem Steuer ganz genauso zu), sind hochexplosive Zeitbomben.

Wenn die Gesellschaft schon nicht in der Lage ist, diese Sprengfallen beizeiten zu entschärfen und buchstäblich aus dem Verkehr zu ziehen, dann sollte man zumindest im stillen Kämmerlein dankbar sein, dass sie das mit Hilfe eines Baumes selbst besorgten. Gut, lassen wir die Piloten des Irrsinns! Wenden wir uns denen zu, die relativ unverschuldet aus dem Leben oder in die dauerhafte Verkrüppelung gerissen wurden!

Wieviele junge Mädchen mussten auf dem Beifahrersitz oder auf dem Fond sterben, weil sie sich von solchen Knalltüten angezogen fühlten. Ausgezogen werden konnten sie zumindest von denen dann oft nicht mehr. Das besorgte später der Pathologe.

Nun werden die Abholzungs-Befürworter brüllen: „Ja, genau deswegen müssen die Bäume weg! Weil diese armen, unschuldigen Opfer auf einem Acker eine gewisse Überlebenschance gehabt hätten.“ Ja, ja – aber oftmals kennen diese Opfer die Täter und wissen wohl, zu wem sie sich da in das Auto setzen. Und mitunter fühlen sich die Hirnis durch die weibliche Gegenwart erst richtig angeheizt. Das sollten solche Mädchen schon wissen! Wer sich in Gefahr begibt, der kommt darin um.

So lautet ein altes Sprichwort. Wieder haben die Bäume am Straßenrand nichts damit zu tun. Es ist eben wie mit den anderen Extremsportarten: Wer sich dazu entschließt, an der Eigernordwand hochzuklettern, der weiß im Vorfeld, dass er im schlimmsten Falle ziemlich tief stürzen kann. Deswegen den Eiger sprengen und planieren? Na sehen Sie! Es bleibt dabei: Nicht die

Bäume springen den Rasern vor die Automobile. Umgekehrt wird ein Schuh draus! Es gibt eine Menge geistig insuffizienter Menschen, die weder sich selbst noch die Kraftpakete unter ihrem Hintern beherrschen. Es gilt diese zu fällen, bevor sie Schaden anrichten – nicht die vollkommen unschuldigen und für die märkischen Chausseen so wichtigen Pflanzen!

Anm. der Redaktion

Bei näherer Untersuchung stellte sich heraus, dass die Märkische Allgemeine Zeitung (MAZ) mit Plakaten wie diesem für sich wirbt und anscheinend beabsichtigt, ihre kontrastreiche und kontroverse Darstellung öffentlicher Diskussionsthemata herauszustreichen.

Ein anderes Plakat dieser Reihe befaßt sich mit der Alternative zwischen dem Bau von Windkraftanlagen oder dem Genießen eines freien Blickes auf die unverbaute Landschaft, welches in Anbetracht von schwindenden Ressourcen und fortschreitendem Klimawandel ebenso schwachsinnig erscheint. Die Urhebererschaft und das Anliegen des Plakates erschließen sich, da es an einer Fußgängerarmen Straße aufgestellt wurde, an der kein Halten möglich ist, nur bei expliziter Inaugenscheinnahme.

## Tumult in der Grabeskirche

S. M. Druckepennig

Armenische und griechisch-orthodoxe Christen dreschen über dem Grabe Christi in der Stadt Jerusholaym (Jerusalem) aufeinander ein. Genial! Über dem Grabe Christi! Über dem Grabe des Rebben, der für Friedfertigkeit eintrat und die Ordre gab, diejenigen zu lieben, die einem fluchen und die linke Backe hinzuhalten, wenn man auf die rechte gewatscht würde. Dafür litt er fürchterlich, dafür starb er einen grauenhaften Tod.

Und die seine Botschaft weiter tragen sollen, an exponiertester Stelle, die führen sich auf wie heidnische Barbaren. Es ist wie auf denen Konzilen der Frühzeit der Christenheit, als sich der oströmische Kaiser Julian Apostata angewidert von diesen Christen abwandte.

Sie haben sich nicht geändert, sie sind die alten Bestien geblieben, selbst in ihren frommen Gewändern. Sie sind das lebendige Beispiel dafür, dass sich der Nackte Affe in seiner Bosheit immer treu ist, egal welch güldenes religiöses Gewand man ihm überzieht. Herr, spuck sie doch aus!

Aber, ich weiß, ich weiß, sie gehören zu Deinem Geheimplan, der über kurz oder lang dafür sorgen wird, dass das Gezücht des Nackten Affen von dem Antlitz der Erde verschwindet. Sie, bei denen die Sintflut nichts fruchtete und nicht die Auslöschung Sodom und Gommorhas. Als Priester Christi verkleidet dreschen sie über dem Grabe des Heilands aufeinander ein, das Lumpenpack. Es widert einen an. Des Landboten Schutzgöttin ist die Dame Bastet von Bubastis aus Ägypten.

Seit über zwei Jahrtausenden hat sie keine Priester mehr. Keine, die sich gegenseitig an die Kehle gehen könnten. Wir danken dem Schicksal dafür. Denn, ein Nackter Affe als Priester an einer Schlüsselstelle ist wohl unweigerlich ein Schweinehund – egal, welchem Gott oder welcher Göttin er dient. Soll sie der Teufel holen, diese Lumpen! Mutter Basht, wir werden auf niemanden eindreschen. Nicht mit den Fäusten, nicht mit den Stiefeln! Wir werden Deiner nicht höhnen, das ist versprochen.

## Ulla Schmidts genialer Einfall – AOK oder SVK\*\*

Don M. Barbagrìgia

Mehr als Ampelmännchen und Grüner Pfeil sollte eigentlich nicht übrig bleiben von der roten deutschen Republik. Mehr konnte man der (west)deutschen Nation nicht zumuten. Und nun holt Gesundheitsministerin Ulla Schmidt eine olle Kamelle aus der ostdeutschen Schublade, die einem zunächst den Atem stocken lässt: Sie träumte laut davon, das unübersichtliche Knäuel der hunderten Krankenkassen zu entwirren und den Haufen zu einer einzigen vereinigen. Guter Ansatz! Guter Ansatz?

Nun wollen wir als erstes einmal festhalten, dass es sich dabei mitnichten um eine Reminiszenz an die verblichene DDR handelt. Es ist auch nicht die Einsicht, dass die Kommunisten eben nicht immer und permanent nur blöde waren. Das waren sie auch nicht. Angesichts des Dschungels deutscher Krankenkassen hätten sie sich nur an den Kürbis gefasst und gestöhnt: Die spinnen, die Wessis! Nun ja. Für das zentralistische Plansystem der DDR wäre ein solches multiples Krankenversicherungssystem natürlich großer, teurer und unsinniger Quatsch gewesen. Die dezentrale Marktwirtschaft möchte natürlich möglichst vielen Konkurrenten den Wettbewerb ermöglichen. Das komme dem Verbraucher zugute, heißt es. Wer's glaubt...!

Fakt ist, dass es mit dem Leistungsangebot der gesetzlichen Kassen stetig bergab ging und man nur die Wahl hatte, für einen ganz miesen Service etwas weniger zu bezahlen oder für ein etwas weniger mieses Angebot weitaus tiefer in die Tasche zu greifen. Die Beiträge waren – egal wofür man sich entschied – entschieden zu hoch. Warum? Weil man hohe Vorstandsgehälter zu zahlen hatte; die übersteuerten Medikamente abzudecken hatte, in deren Preis die horrenden Schmierleistungen der Pharmafirmen an die deutschen Ärzte und Krankenhäuser integriert waren und Verwaltungsaufwand, Verwaltungsaufwand und noch einmal Verwaltungsaufwand zu finanzieren hatte.

Warum nun will aber Ulla Schmidt eine einzige Krankenkasse? Natürlich ist es auch volkswirtschaftlich wirtschaftlicher, wenn nicht Legionen kleiner Kassen im Lande herumwuseln. Die Zone hat's ja schließlich vorgemacht. Die wahren Gründe dürften aber an anderer Stelle zu suchen sein. Eine vereinigte, gigantische Kasse ist sowohl gegen die Pharmaindustrie, als auch gegen das Gesundheitswesen und vor allem gegen die Versicherten eine ganz andere Verhandlungsmacht. Vor allem letztere würden bei Unzufriedenheit – und dafür gibt's täglich Gründe genug – mit ihrer Drohung, die Kasse zu wechseln, nur noch heiteres Gelächter hervorrufen.

Nun könnte man richtig loslegen mit dem Erhöhen der Beiträge und dem Absenken der Leistungen. Alle Beiträge werden auf einen einzigen nivelliert: Ging es früher von, sagen wir mal 11 bis 14 Prozent, so kann man jetzt dem Michel unisono 16 Prozent aufhocken. Prima! Die Pharmafirmen werden sich schon mit dem neuen Versicherungsriesen engagieren und vereint bekommt man dann auch die aufmüpfigen Ärzte und Krankenhäuser unter die Knute, die raffgierigen wie die hart schuftenden.

Das scheint uns der Hintergrund zu sein. Warum wir nicht gleichermaßen die Vorteile einer solchen Zwangsvereinigung bejubeln, wie wir über die Nachteile geifern? Weil wir befürchten, dass die Benefizien wieder einmal nicht bei den armen Teufeln ankommen werden. Weil sie wieder einmal

mehr nur die Zeche zu zahlen haben werden, für Affären, die ihnen eigentlich zugute kommen könnten und sollten. Denn weder die vielen Krankenkassen der Gegenwart noch die Superkrankenkasse der Zukunft ist ein Interessenvertreter ihrer Versicherten, von deren Beiträgen sie lebt, auch wenn sie das den armen Narren gebetsmühlenhaft einzutrichtern suchen. Sie sind Interessenvertreter in eigener Sache – und sonst gar nichts.

## Unmut wider deutsche Ämter

### zum Verhalten der Zentrale Bußgeldstelle Gransee

Don M. Barbagrìgia

Es ist der 7. April des Jahres 2008, als unser Kollege H. im Redaktionsautomobil von einer Dienstbesprechung in sein Büro zurückkehrt. Er ist noch in Gedanken bei seinem Projekt, da blinkt in seinem Rückspiegel der Hinweis eines Polizeiwagens, der ihn zum Anhalten auffordert. H. behält seine Hände auf dem Lenkrad, lässt den Beamten ans Auto treten und erst, als dieser ihn auffordert, den Wagen zu verlassen, löst er den Gurt, steigt aus und überreicht dem Polizeimeister O. seine Papiere. Dieser weist ihn auf eine nicht vollständig geschlossene Motorhaube hin. H. bedankt sich und will wieder einsteigen, da fragt ihn der Polizeimeister nach seiner Gurtbefreiung. H. besitzt keine.

Als Rettungsassistent hatte er früher eine, wenn ein Patient im RTW (Rettungstransportwagen) saß oder lag, aber er ist alleine im Wagen, dieser ist kein RTW und H. ist auch nicht als Rettungsdienstler unterwegs sondern als Journalist und Projektmanager. Und er ist verduzt. Was die Frage soll? Er sei doch angeschnallt gewesen. Ja, ja, jetzt, vorhin aber nicht. Wann vorhin? Als die Polizisten ihn gesehen hätten. H. gibt auf. Man kann mit dänischen Polizisten diskutieren und mit schwedischen, spanischen und arabischen und wenn man weiß, wie, dann sogar mit britischen. Aber mit deutschen? Zeitverschwendung. Der Polizeimeister will kassieren. H. lehnt ab. „Schreiben Sie's auf“, sagt er. Der Polizist schreibt. Unser Mitarbeiter setzt gelassen seine Fahrt fort. Am 30. April hat er dann den Bußgeldbescheid im Briefkasten.

Frau H. von der Zentralen Bußgeldstelle in Gransee, Oranienburger Straße 31, möchte statt der vom Polizeimeister geforderten € 30,- nunmehr € 53,50, weil eine „Prüfung im Bußgeldverfahren zu keiner Entlastung Ihrerseits“ führte. Was denn für eine Prüfung. Was ist das denn für ein Blödsinn? Wer behauptet denn da auf einem amtlichen Schreiben allen Ernstes, da sei irgendetwas geprüft und abgewogen und für den Delinquenten entlastende Gesichtspunkte auch nur ansatzweise in Betracht gezogen worden? Diese Leute wollen wir uns mal näher betrachten.

Die Polizeibeamten seien außen vor gelassen. Sie mögen ihre Uniformen wechseln wie sie wollen. Mit Tschako oder „sozialistischem Wegweiser“, als Genosse Volkspolizist oder „Kontaktbereichsbeamter“ – inwendig sind das immer dieselben. Das ändert sich nicht. Die hat unser Vater Tucholsky schon seziiert. Das brauchen wir nicht zu tun, sowenig wie wir vor Ort mit ihnen zu diskutieren brauchen. Der uniformierte Polizist hat dem Bürger gegenüber immer Recht. Per se! Das in Deutschland ein Naturgesetz. Wenn das mal nicht der Fall sein würde, wäre der ohnehin schütterte Rest seiner Autorität dem Volke gegenüber in Gefahr. Aber was soll's? Diese Autorität ist doch eh schon zum Teufel! Wer nimmt denn noch einen deutschen Polizisten für voll? Das tun doch nicht mal die Banditen! Ach Gottchen, was für ein armer Haufen... Lassen wir sie in Ruhe!

\*\* SVK Sozialversicherungskasse der Deutschen Demokratischen Republik

Doch was ist mit der Bußgeldstelle der Polizei? Zunächst einmal die Frage: Für welche Untat büßt das deutsche Volk mit solchen Bußgeldstellen. Was hat es verbrochen? Hat man ihm im Dreißigjährigen Krieg nicht schon genug die Gedärme aus dem Leib gedroschen, dass es jetzt auch noch Bußgeldstellen ertragen muss? Denn dort sitzt kein Bürger, der sich mit den Anliegen von Bürgern befasst. Dort sitzen auch keine Menschen, die mit ihren Mitmenschen menschlich verhandeln. Dort sitzen Beamte und Angestellte und sie entscheiden gegen gesichtslose Nullen. Und die sollen sich mal wagen...!

Doch sie wagen es mitunter. H. zum Beispiel nahm sich einen Anwalt. Und das ist jetzt die Kategorie, wo die Subalternen aufhorchen: Ein Anwalt! Nicht, dass sie diesen jetzt als vollwertigen Menschen akzeptieren würden. Nein, nicht doch! Aber ein Anwalt ist einer, der kann ihnen kompetent widersprechen, der ist geschult das Haar in der Suppe zu finden, für den sind Paragraphenzeichen keine abstrakte Bedrohung wie für den normalen Bürger, sondern sein täglich Brot. Der kann Akteneinsicht fordern. Holla! Das RA unter dem Absender macht Bange, was? Der Rechtsanwalt Dr. K. verlangt also folgerichtig Akteneinsicht und trägt der Bußgeldstelle vor. Diese könnte jetzt wirklich prüfen. Jetzt ist etwas da zum Prüfen! Substanz, verstehen Sie!

Der Rechtsanwalt trägt viel Entlastendes vor: dass sein Mandant ein zwanghafter „Gurter“ sei, der als gedienter Rettungsassistent selbst auf dem RTW nur in Ausnahmefällen auf den Gurt verzichtete; dass er an diesem Tage eine dicke, dunkle Wildlederjacke über einem anthrazitfarbenen Sakko trug, das Interieur des Automobils in Anthrazit gehalten ist; dass der Gurt mitunter unter den wuchtigen Umschlagkragen der Jacke rutscht und dann kaum zu sehen ist, etc., etc.

Jetzt könnte die Bußgeldstelle Vernunft beweisen und die Sache aufgeben. Tut sie aber nicht. Sie gibt es an ein Gericht weiter. Jetzt wird das Ganze richtig teuer. Dort kommt es, wie es kommen muss: H. meldet noch einmal seine Argumente an, bekräftigt seine Ausführungen, er sei angeschnallt gewesen, legt Beweismaterial vor. Der Polizeiobermeister P., als Zeuge geladen, kann sich an nichts mehr erinnern. Die Richterin entscheidet nach Sachstand und dem felsenfesten Grundsatz „in dubio pro reo“ - im Zweifel für den Angeklagten. Die Sache geht aus wie das Hornberger Schießen: außer Spesen nichts gewesen. Der Steuerzahler trägt die Gesamtkosten des Verfahrens, die Bußgeldstelle träumt ihren € 58,50 bis zum St. Nimmerleinstage hinterher. Eine Rechtsschutzversicherung zahlt den Anwalt. Warum? Weil zu einem Freispruch auch der andere Zeuge noch hätte gehört werden müssen. Hübner verzichtete darauf, um den Wahnsinn einfach zu stoppen. So wurde „nur“ das Verfahren eingestellt.

Man könnte diesem Unfug nur Herr werden und die Bediensteten der Bußgeldstelle zu verantwortungsvollem Umgang mit denen Affären erziehen, wenn man sie an solchen Verlustgeschäften ohne Wenn und Aber prozentual beteiligen würde. Jeder Arbeiter in der Produktion kann von seinem Chef gleichermaßen in die Pflicht genommen werden, wenn er fahrlässig einen Schaden verursacht.

Es wäre dabei nur nötig, dass der oben zitierte Satz aus dem Bußgeldbescheid mit Leben erfüllt wird und nicht länger als hohle, standardisierte Phrase daherkommt. Diese Beamten und Angestellten sind keine Halbgötter, die aus ihren Wolken herab über das Schicksal unmündiger, großer Kinder entscheiden. Sie haben nicht das Recht, den Steueretat der Gesellschaft fahrlässig zu strapazieren. Das muss man ihnen unmissverständlich klar machen! Sie sind oft nur seelenlose Jobmacher, als solche werden sie in der Bevölkerung auch wahrgenommen.

Wir wissen, wie sie reden, wenn sie nach Feierabend um ihren Grill in der Laubenkolonie zusammenhocken: Sie gegen die anderen! Und denen werden sie es zeigen, wer hier am längeren Hebel sitzt. „Was die sich einbilden!“

Und wie sie sich aufspulen, wenn sie mal auf der Kundenseite eines Tresens stehen. Als Patient vor einer kleinen Arzthelferin beispielsweise, die nicht gleich einen Termin parat hat. Sie, die subalternen Staatsdiener, sie sollen sich hier unterordnen? Na, das fehlte noch! Es ist ein unangenehmer Menschenschlag. Und man beginnt die Alten zu verstehen, die den Büttel und seine Knechte ausgrenzten, ihn als „unehrlich“ ansahen und selbst die Berührung mit ihm mieden. Man versteht aber auch mit viel gutem Willen die Enkel der Büttel, dass sie irgendwann einmal begannen zurückzuschlagen. Aber hat das noch mit der Vernunft eines menschlichen Miteinanders zu tun? Alle machen sich gegenseitig das Leben schwer, versuchen sich zu bevormunden und zu schurigeln, wo sie immer nur können.

Das ist krank! Und es macht die Menschen krank – die vor und auch die hinter dem Tresen. Das sollte man einmal in einer ruhigen Stunde überlegen. Vorausgesetzt natürlich, man verfügt über die nötige Masse Hirn und Herz. Beides sind immer noch seltene Objekte in deutschen Amtstuben – leider!

#### Anmerkung der Redaktion

Ein halbes Jahr später wurde der Kollege H. von einem Gericht der Stadt Brandenburg an der Havel von dem durch die Polizei erhobenen Vorwurf dank seiner exzellenter Beweisführung freigesprochen, das Verfahren wurde eingestellt. Die Kosten für den Irrsinn wurden dem Lande Brandenburg und damit seinen Steuerzahlern übergeholfen. Es sind dies dieselben Steuerzahler, welche die Beamten dafür alimentieren, dass diese ihnen auf so idiotische Art und Weise noch mehr Kosten verursachen. Dafür kann es kein Verständnis geben!

## Viel zu klein und viel zu teuer

### für eine unbekannte, kleine Madonna aus der Brandenburger „Platte“

B. St. Fjollfross

„Das ist zu teuer“, ruft eine zarte und dennoch bestimmte Mädchenstimme hinter dem Nachbarregal des Supermarktes. „Such dir da vorne etwas aus!“ Ein paar Sekunden später stiebt ein etwa vierjähriger Hosenmatz vorbei in die angegebene Richtung. Ein kleiner Plüschbär, nicht größer als das Brottäschchen, das dem Knaben am Halse baumelt, findet sein Interesse. Ehe die beiden aber zueinanderkommen dürfen, wartet das Bürschlein, obschon ungeduldig, dennoch brav vor dem Spielzeugregal.

Erst muß die große Schwester ihr Einverständnis geben. Sie gibt es. Der Junge ist glücklich, der Teddy auch, das Mädchen macht hingegen ein ernstes Gesicht und geht mit gerunzelter Stirne noch einmal den Einkaufszettel durch. Halbblaut rechnet sie vor sich hin. Reicht der Etat, den ihr Mutti mitgegeben hat? Oder muß der Bruder sich am Ende doch wieder von dem Teddy trennen? Hat sie etwas vergessen oder liegt schon alles im Korb? Bei der Menge kann man schon mal den Überblick verlieren. Der kleine Mann hüpfte indessen durch die Regalreihen. „Hierher“, ruft die Schwester. Keine Reaktion. „Ich habe gerade etwas gesagt!“ Das klingt schon schneidender. Jetzt stutzt das Brüderchen, hält inne und kommt tatsächlich angetrottet.



Etwas langsam, etwas behäbig, aber - da ist er! „Na komm! Wir gehen bezahlen!“ Das klingt schon versöhnlicher. Der Junge faßt seine Schwester bei der Hand. Sie stellen sich an. Der Junge hampelt und wartet auf seinen Teddy. Eigentlich darf die Verkäuferin das Mädchen gar nicht abkassieren. Denn sie ist erst beschränkt geschäftsfähig und der Einkauf ist weder vom Taschengeld bezahlt noch für den Eigenbedarf ersichtlich und auch nicht altersüblich oder geringfügig. Das ist ein knallharter Einkauf für den Familienkühlschrank, den das Mädchen da mit sich schleppt.

Die Verkäuferin kennt das Kind, oder sie kennt das Gesetz nicht oder es ist ihr egal – jedenfalls nimmt sie das Geld, sortiert es in ihre Kasse und gibt dem Mädchen das Wechselgeld heraus. Dieses zählt flink nach, während die andere Hand schon mit dem Verstauen des Einkaufs in einem viel zu großen Beutel befaßt ist. Und obwohl sie zählt und einpackt, läßt sie doch den Bruder keinen Augenblick aus den Augen.

Dieser wuselt bereits gefährlich nahe im Eingangsbereich. Große Erwachsenenbeine scheinen ihn nicht weiter wahrzunehmen und er sie nicht und jeden Augenblick werden ihn wohl geschäftig hin und her eilende Menschen über den Haufen rennen. Das Mädchen packt die letzten Artikel in den Beutel, hebt ihn vom Tisch, wird bald von der Last umgerissen, fängt sich jedoch sehr schnell und eilt dem Bruder entgegen, der mit seinem Teddy tanzend Zwiesgespräch hält.

Sie nimmt den Jungen bei der Hand. Krumm und schief ist sie unter der Last des Beutels. Aber die andere Hand gehört dem Bruder. Es geht auf die Straße. Sie läßt ihn nicht los. Er versucht auch nur ein einziges Mal zu quengeln. „Jetzt ist Schluß! Jetzt biste artig!“ Der brüderliche Protest verstummt augenblicklich. Sie hat ihn im Griff. Keine Frage. Mit ihrem trotz des schweren Beutels festem Schritt, ihrem unkindlich und dennoch gesetzt wirkenden Ernst, ist diese kleine Madonna in diesem Augenblick weniger die große Schwester des kleinen Bürschleins: Sie ist seine Mutter, eine Mutter von acht Jahren!

## Was vom Kommunismus übrig blieb...

Michael L. Hübner

„Dass Sie diesen Lumpen noch etwas abgewinnen können“, brummte misstrauisch der Chefredakteur. Herr Bajun tippte seelenruhig weiter, die Pfeife im Mundwinkel. „Waren wohl nicht lange genug hinterm Eisernen Vorhang weggesperrt, was“, ätzte Don Miquel, ins gleiche Horn tütend. Bedächtig nahm der Vize die Pfeife in die rechte Hand. „Da mögen Sie Recht haben“, antwortete er in die Runde gewandt, die ihn erwartungsvoll anblickte, „aber die Mauer und die Idiotie der Bolschewisten war und ist nicht alles.“

Sie haben mich unendlich viel gelehrt, von dem ich noch heute profitiere.“ „Nu, was wird das wohl sein“, krächzte Herr Druckepennig aus der Ecke. Seit zwei Tagen laborierte er an einer leichten Bronchitis. „Haben Sie bei den Welterlösern die Demut vor der neu gewonnenen Freiheit gelernt?“ „Auch da liegen Sie nicht ganz falsch“, grinste

Herr Bajun, „aber mal im Ernst: Die Kommunisten waren beileibe nicht die Pächter des Blödsinns. Sie waren exzellente Kritiker des Kapitalismus und damit ungewollt des wahren Wesens des Menschen. Denn der Kapitalismus entspricht, genau wie der Feudalismus, absolut diesem Wesen. Um dieses Wesen analysieren zu können, räumten die Kommunisten auf mit dem

Budenzauber der Religionen. Glaube wurde erst einmal unwichtig. Und: sie postulierten die fundamentale Erkenntnis, wonach das einzige Kriterium der Wahrheit die Praxis sei. Blöd daran war nur ihre Inkonsequenz. Allen weihvollen Geseier vom Wert der Selbstkritik zum Trotz, waren sie an dieser nie so recht interessiert. Denn nach ihrem Verständnis waren sie ja die Gralshüter der Zukunft und damit die Besitzer der Zukunft. Selbstkritik verlangten sie nur den kleinen Leuten, den Subalternen ab. Die Großkopferten waren die Partei und die Partei hat immer Recht! Und so schufen sie schlussendlich ihre eigene Religion, substituierten quasi eine alte gegen eine neue religiöse und Menschheitserlösende Idee.

Mit allem Zinnober und Brimborium, Ritualen und endlosen Beweisführungen für die Richtigkeit ihrer Vorstellungen. Sie logen sich am Ende in die eigene Tasche, was das Zeug hielt. Das war ihre Crux! Daran scheiterten sie, daran mussten sie scheitern. Denn der gefährlichste, der dümmste Betrug, den ein Mensch begehen kann, ist alleweil der Betrug an sich selbst. Sie analysierten den Kapitalismus und alle ihm vorangehenden Gesellschaftsordnungen deshalb mit einer solchen Präzision, weil es sie nichts kostete. Leicht ist es, nach dem toten Löwen zu treten.

Der echten Herausforderung aber, sich selbst ins ungeschminkte Gesicht zu sehen, waren sie nicht gewachsen. Das rächte sich bitter. Dass aber der Bote strauchelte, sagt gar nichts über den Wert der Botschaft.“ Der Kulturchef sog an der Pfeife und paffte eine Rauchwolke in die Redaktion. Schweigen.

Dann regte sich Herr Lemarcou in der Ecke des Redaktionssofas: „Ja, glauben Sie denn, dass die Bolschewisten mit ihrem Gesellschaftsmodell eine Chance gehabt hätten, wenn sie ihren eigenen Analyseforderungen treu geblieben wären?“

„Nein“, kam die Antwort wie aus einem Gewehr geschossen. „Denn dann hätten sie ja umgehend erkennen müssen, dass ihre Idee fernab vom Wesen des Nackten Affen umhertrudelte. Ihre Idee – das war die Gesellschaftsbezogenheit des Rudelviehs Nackter Affe. Das war ja auch im Ansatz richtig. Nur, die Suche nach der Motivation verlief sich im Nebel. Das Leben im Rudel ist kein Selbstzweck. Es schützt den Einzelnen mehr, als wenn er alleine leben würde. Aber der Einzelne profitiert auch durch das Leben in der Gemeinschaft. Und darum geht's: der Profit wird maximiert. Urstreben jedes Menschen – im Kapitalismus, wie die Kommunisten predigten. Aber eben bei ihnen auch. Denn Profitmaximierung bedeutet nicht nur die Millionen Dollar Gehalt oder eben das bloße Überleben, sondern auch gesellschaftliches Ansehen, Macht, Attraktivität.“

Den Urtrieben des Menschen kam der Psychiater Freud weitaus näher als der Ökonom und Philosoph Marx. Dieses Streben nach maximalem Effekt für den Einzelnen, für das Individuum, wird mitnichten einer Aufopferung für die Belange der Gesellschaft weichen.

Jedenfalls nicht bei geistig gesunden Nackten Affen. Bei Bienen, Ratten oder Ameisen mag sich das anders verhalten. Aber eben nicht bei Nackten Affen. Deshalb gibt's wahren Kommunismus auch nur bei den Staatenbildenden Insekten oder eben bei den Rattchens.

Deshalb werden diese Kreaturen uns auch über kurz oder lang überleben. Deshalb sind diese die Träger der Zukunft. Wären die Kommunisten stringent bei der Handhabung ihrer eigenen Erkenntnisse verblieben, dann hätten sie nur früher das eigene Ende vorhergesehen. Des ungeachtet, sie erweckten in mir die tiefe Liebe zur Klarheit und zum Rationalismus. Sie ließen mir meinen Spinoza und machten keine Anstalten, ihn mit Weihrauch

aus meinem Kopfe auszurauchern. Dafür bin ich ihnen dankbar. Und ich glaube nicht, dass es zweckmäßig oder auch nur sinnvoll ist, ihre Verbrechen und ihre schlussendliche Dummheit gegen das aufzurechnen, was sie an Brauchbarem hinterließen. Wenn wir diese Torheit begingen, dann müssten wir auch den König David zur Hölle schicken. Denn David war einer der amoralischsten Lumpen, Kriminellen, Verräter und Verbrecher, die je die Geschicke von Menschen bestimmten.

Aber, er muss auch ein tieffrommer Mann gewesen sein. Und aus einem Mix aus Schurkentum und Frömmigkeit bezog er die ungeheure Kraft einen Haufen zerlumpter und bettelarmer, hilfloser Wüstennomaden zu einer Nation zusammenzuschmieden, die selbst die perfekteste Todesmaschinerie der Welt, Himmlers SS, überstand. Und das noch nach Tausenden Jahren. Kein Verrat, kein Mord, keine Vergewaltigung, keine Hinterlist Davids wird dadurch egalisiert. Dennoch zählt er zu den größten Menschen, die je auf dieser Erde atmeten. Das ist ein Dualismus.

Zwei Wesenheiten in einem Kreis. Feuer und Wasser, Yin und Yang. Sich ausschließend und doch ohne einander nicht denkbar. Vielleicht am besten nachvollziehbar mit den Mitteln des historischen und dialektischen Materialismus, so albern das klingen mag. Und dieser ist ein Erbe des Kommunismus – ganz ohne jeden Zweifel.

Ich bin ein konservativer Mensch. Aber ich bin der felsenfesten Ansicht: Wer denen Kommunisten nicht zuhört, er muss ja nicht alles glauben, was sie den lieben langen Tag palavern... wer ihnen aber wie gesagt nicht einmal zuhört, der ist ein dummer Mensch. Der wäre im Preußischen Landboten fehl am Platze.“

Die Rauchwolken aus Herrn Bajuns Pfeife waberten gemächlich in Richtung des Fensters, welches Herr Akinokawa soeben geöffnet hatte. Seine Blicke aber verloren sich im roten Herbstlaub, durch welches ab und an das Wasser des fernen Sees schimmerte.

---

## Weltfinanzkrise und U. S. A. – Ende einer Supermacht?

B. St. Fjöllfross

Wenn es dem Esel zu gut geht, dann geht er aufs Eis. Oder an die Börse... Wenn es einem Weltimperium zu gut geht, dann wird es dekadent – eine leichte Beute für alerte „Barbaren“. Dem Weltsheriff scheint das Stündlein geschlagen zu haben. Schade, dass dieser von vielen Völkern der Welt ersehnte Moment in eine Zeit fällt, da ein Schwarzer sich anschickt, das Weiße Haus zu erobern und man erste Hoffnungen schöpfte, die Amis würden endlich, endlich erwachsen werden. Nicht zu ändern.

Für Europa bedeutet das den Verlust ihres Bannerträgers einer okzidentalen Leitkultur. Europa wird auf sein natürliches Maß zurechtgestutzt – es wird bald auch der politische, nicht nur geographische Annex Asiens sein. Damit dürfte auch das christlich dominierte und geprägte europäisch-amerikanische Weltbild hinter einem vielleicht taoistischen Lebensstil zurücktreten. Und das vielleicht schneller, als uns allen lieb sein kann. Die damit verbundene Umwälzung wird für die Abendländer ungeheuer sein. Aber haben sie nicht über Jahrhunderte hinweg genau das vielen, vielen Völkern zugemutet, die ihnen waffentechnisch unterlegen waren? Beide Amerika und der schwarze Kontinent können ein sehr, sehr trauriges Lied davon singen. Und auch

Asien hat sich einiges gefallen lassen müssen, nachdem die Mongolen ihr Imperium zwar aus dem Sattel heraus zu erobern, aber eben nicht zu halten wussten. Und auch China, das nach den phänomenalen Expeditionen des Großadmirals Zheng He auf eine Umsetzung dieser gigantischen Chance auf Weltherrschaft verzichtete, bezahlte Jahrhunderte später einen furchtbaren Blutzoll für diesen Kardinalfehler.

Nach allen Maßstäben der Gerechtigkeit wird es Zeit, dass die Hunde auch mal den eigenen Herren beißen. Wir Europäer sind also dazu verdammt, die Sünden unserer Vorväter abzubüßen. Ausgerechnet aber die Verursacher des Debakels, die großmäuligen Amerikaner, die nie laut genug das Hohelied auf die rücksichtslosen Gewinnertypen schmettern konnten, werden auf Grund ihrer kontinentalen Insellage als letzte in den diskussionswürdigen Genuss dieses gewaltigen gesellschaftlichen Wandels kommen. Wer weiß, möglicherweise wird dann eine Indianerin als Präsidentin von Manitus own Country das dann hoffentlich ruhiger, bescheidener und vernünftiger gewordene Viertelmilliarden-Volk in eine neue, alte Zukunft führen. Und wir wollen glauben, dass diese Zukunft dem amerikanischen Volk und der ganzen Welt zum Guten ausschlagen wird. Denn der American Way of Life, diese Apologese gnadenloser und ungezügelter „Freiheit“ zu Lasten des schwächeren Nachbarn hat im wahrsten Sinne des Wortes abgewirtschaftet. Die U. S. A. der ewig grinsenden Gewinner haben versagt! Zeit wurde es!

---

## Weltwirtschaftskrise im Anmarsch

Don M. Barbagrighia

Der Landbote hätte es nicht prophezeit? Doch, hat er. Wie der einsame Rufer in der Wüste. Wobei wir uns der Witzlosigkeit unserer Unkenrufe jederzeit bewusst waren. Die Wüste nämlich ist nicht nur eine geographische Gegebenheit, sie ist auch überall dort, wo Menschen, um mit Lichtenberg zu sprechen, zwar im Vollbesitz ihrer Sinne sind, diese aber nicht gebrauchen. ...und es auch nicht nötig zu haben glauben. ...und wenn's dann schief geht, immer noch von höherer Gewalt oder der ewigen Schuld der anderen faseln. Dass es krachen musste, war klar. Zugegeben, wir rechneten auch mit dem Kometen, der Westflanke des Teide, dem Erdbeben von Kalifornien oder Osaka oder dem Ausbruch des Yellowstone-Supervulkans. Also alles Ereignisse, die auf lange Zeit dem globalen Wirtschaftsgefüge Milliarden und Abermilliarden entzogen hätten. All diesen Katastrophen aber hätte eine Nemesis, eine Unvermeidbarkeit angehaftet, welche die überlebende Menschheit zur Solidarität gezwungen hätte. Dass aber ausgerechnet die übelste aller Naturkatastrophen, die Mikrobe der Menschlichen Dummheit erbarmungslos zuschlug... Wenn man die Klassiker der marxistischen Ökonomie studiert, dann war dieser Irrsinn berechenbarer als all die vorgenannten Ereignisse. Fußte doch diese Dynamik des internationalen Raubtierkapitalismus auf ganz realen Beobachtungen.

Schlimm ist die Verharmlosungsstrategie der internationalen Medien. Sicher, sie wollen Panik vermeiden. Die aber folgt unweigerlich ihren eigenen Gesetzen. Natürlich plündern die Leute jetzt ihre Konten in der Hoffnung ihre Spargroschen zu retten. Und die Leute sind dumm. Bei GZSZ, Big Brother oder in der Lindestraße hat ihnen niemand etwas von der großen Inflation von 1929 erzählt. Was soll denn die Kohle zu Hause? € 50.000 unterm Kopfkissen... Na schön! Dann wäre ja im Falle einer Hyperinflation das Frühstücksbrotchen am morgigen Tage gesichert. Und übermorgen? Andere rennen ins Gold. Auch nicht schlecht. Es bringt keine Zinsen, essen kann man es nicht und irgendwann wird der Goldpreis auch wieder dramatisch fallen. Das Geld wird so oder so vernichtet. Nein, es

bleibt ein unumstößlicher Fakt: Dieser Wirtschaftskollaps war überfällig. Der Nackte Affe tickt so. Nun, wenn die Ärmsten der Armen dieser Welt nichts mehr, und vor allem nichts mehr zu verlieren haben, dann werden sie die Brotreserven der ersten Welt stürmen. Und alle überlegene Kriegs- und Waffentechnologie wird den G8-Ländern und ihren Vasallen nichts nutzen. Denn wie fliegt man Angriffe auf die eigenen Städte? Es wird im Gefolge dieser Krise zu einer erheblichen Destabilisierung des öffentlichen Rechtsraumes und des gesamtgesellschaftlichen Gefüges kommen. Anarchie wird noch als blande Umschreibung gelten. Wenn dieser Orkan vorüber ist, dann ist diese Welt eine andere.

Bei der Bundesregierung sollte man sich noch für das hilflose Kasperletheater bedanken, dass sie mit ihren Garantieerklärungen abgibt. Ein Land, mit über 1,5 Billionen Euro verschuldet, garantiert eine Summe von 1 Billionen Euro? Woher nimmt sie die? Das Tafelsilber ist längst verhökert, das ist bekannt. Wollen die Berliner die Gelddruckmaschinen anwerfen? Etwas anderes wird ihnen kaum übrig bleiben. Und wie nennen wir dies? Richtig: Inflation. Hyperinflation. Rezession. Klar haben die Leute dann wieder ihre € 20.000

auf der Hand. Das weiter oben beschriebene Brötchen kostete dann aber € 50.000. Schönen Dank für die Garantie, liebe Bundesregierung. Frau Dr. Merkel führt aus, etwas anderes als diese Erklärung und die umfangreiche Stützung systemrelevanter Banken und Kreditinstitute wäre nicht in Frage gekommen.

Nein? Wirklich nicht? Wie wäre es denn stattdessen mit einer Maßnahme gewesen, die mit dem verbrannten Geld den deutschen Mittelstand gestützt hätte. Lasst die Hasardeure unter den Kreditinstituten krachen gehen und alle ihre Schuldner seien per Dekret über Nacht von ihren Verbindlichkeiten entbunden! Nur dann kann das Land wieder zu einem wirtschaftlichen Neuanfang finden. Der Mittelstand ist der einzige Wirtschaftsfaktor, der das schwer schlagseitige Schiff Bundesrepublik Deutschland wieder flott bekommen kann. Was nutzt es, wenn die banquerotten Finanzriesen noch eine Weile weiter taumeln? Das Vertrauen in diese Schurken ist eh zum Teufel! Nur Verrückte vertrauen denen noch ihre Sparpfennige an. Zurück zu einer soliden Basis, muss die Devise des Tages heißen. Alles andere bringt uns dem Abgrund mit jedem Tag nur einen großen Schritt näher.

## Inhalt

Al Jazeera – Enemy mine.....	3	König Davids Enkel.....	15
Allahs neue Präsenz in Duisburg-Marxloh.....	3	Krieg im Kaukasus.....	16
Bankenkrach in Amerika.....	3	Krisenjammerer.....	17
Brandenburg an der Havel und sein Hauptbahnhof.....	4	Missbildungen der Bildung.....	17
Das Gedächtnis der Stadt.....	5	Öko-Wirtshaus im naturbelassenen Spreewald.....	18
Der neue Präsident.....	6	Parteitag der Demokraten in Denver oder der Untergang des Abendlandes.....	19
Der Tod der kleinen Michelle von Leipzig.....	6	Reich-Ranicki schlägt zurück.....	19
Deutscher Frauenfußball in Peking.....	6	Schrankenburg am Sabotagebalken.....	20
Ein Verlag bezeigt Kulanz.....	7	Siebzig Jahre nach dem Terror.....	21
Eine Politesse läuft Amok.....	8	Todesfälle märkische Allee?.....	22
Frosch & Co.....	9	Tumult in der Grabeskirche.....	22
Grandiose Ideen aus dem Kanzleramt.....	10	Ulla Schmidts genialer Einfall – AOK oder SVK.....	23
Junger Pfarrer an altem Dom.....	10	Unmut wider deutsche Ämter.....	23
Jörg Haiders letzte Fahrt.....	11	Viel zu klein und viel zu teuer.....	24
Johannes Lehndorf.....	12	Was vom Kommunismus übrig blieb.....	25
Josef spricht Klartext.....	13	Weltfinanzkrise und U. S. A. – Ende einer Supermacht?.....	26
Klaus Büstrin im Porträt.....	14	Weltwirtschaftskrise im Anmarsch.....	26